HEIMATBRIEF

Nr. 260 WEST MÜNSTERLAND KREIS BORKEN August 2020

75 Jahre Kriegsende und Neubeginn im Westmünsterland

Gertrud Büscher-Eilert schnitzte ein Relief zur Erinnerung an die Ostermesse 1945 auf der Tenne des Hofes Preckel in Legden-Wehr. Foto: Kreis Borken, Kreisarchiv

Zum 75. Mal jährte sich am 8. Mai 2020 das Ende des Zweiten Weltkrieges. In vielen Ländern ist dieser Tag ein Gedenktag, an dem der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht und damit des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa und der Befreiung von der Tyrannei des Nationalsozialismus gedacht wird. Verschiedenste Veranstaltungen, Konzerte und Gedenkfeiern waren bereits seit langem für diesen besonderen Tag geplant. Da aufgrund der Coronakrise viele dieser Veranstaltungen nicht stattfinden konnten, wurde – wie beispielsweise das kult Westmünsterland auf seiner Website – anhand verschiedener Präsentationen in digitaler Form an das bedeutsame historische Datum erinnert.

In dieser Sonderausgabe des Heimatbriefes sind verschiedene Beiträge aus Tageszeitungen im Kreis Borken abgedruckt, die repräsentieren sollen, dass auch trotz der Einschränkungen an diesen wichtigen Jahrestag gedacht wurde – beiderseits der Grenze. Zudem sind zu Beginn Texte abgedruckt, die einen Rückblick auf das Frühjahr 1945 werfen und beispielhaft die Schrecken der Kriegsereignisse schildern.

Die Redaktion des Heimatbriefes dankt den Autorinnen und Autoren, Tageszeitungen und allen Mitwirkenden für die Unterstützung und Abdruckerlaubnis!

INHALT

75 Jahre Kriegsende und Neubeginn im Westmünsterland 1

„Schnitz‘ uns ein Bild zur Erinnerung, August Bierhaus 3
Kriegsende 1945 im Westmünsterland, Johannes Stinner 4
Zitate aus der Kriegschronik der Stadt Bocholt 12

Berichte zu den Bombadierungen im März 1945 18

Berichte zum Kriegsende am 8. Mai 1945 35

Impressum 67

„Schnitz‘ uns ein Bild zur Erinnerung . . .

Als die Stadt Ahaus in der Woche vor den Kartagen mehrmals bombardiert wurde und viele Familien ihr Haus mit Hab und Gut verloren, flüchteten die Menschen in die benachbarten Dörfer. Die Straßen waren bei anbrechender Dunkelheit voller Menschen, die mit Pferdewagen, Handwagen, Karren und Fahrrädern – bepackt mit Habseligkeiten – die zerstörte Stadt verließen. Auch in der Bauerschaft Legden-Wehr war man zusammengerückt, um die Flüchtlinge aufzunehmen.

Auf dem Hofe Preckel nahm man den kranken Ahauser Pastor Franz Meyer auf. Dem verheerenden Luftangriff auf die Innenstadt Ahaus am 21. März 1945 war auch das Pfarrhaus zum Opfer gefallen, aus dessen Trümmern Pfarrer Meyer, fast 65 Jahre alt und an Diabetes erkrankt, geborgen wurde. Ein Flachwagen brachte den völlig verstörten Geistlichen, im Stroh liegend, nach Wehr. Aus der Ahauser Kirche, die wegen Explosionsgefahr – im Kirchenschiff lagen zwei „Blindgänger“ – gesperrt war, holte man Kultgegenstände und aus dem schwer beschädigten Marienkrankenhaus ein Bett für den Pfarrer heran.

Da wegen der andauernden Fliegerangriffe sich niemand auf die Straße wagte, bedrängte man den Pfarrer, am Palmsonntag auf der Tenne des Hofes Preckel das heilige Messopfer zu feiern. Nach einigem Sträuben willigte Pfarrer Meyer ein. Auf der Tenne wurde ein Tisch als Altar hergerichtet, der Tabernakel mit dem Allerheiligsten aufgestellt. Aus der Bauerschaft versammelten sich auf der großen Tenne jung und alt, um mit dem Pfarrer das Messopfer zu feiern und ihre Sorgen und Nöte im Gebet vor Gott zu tragen.

Aus Ahaus waren auch drei Jungen anwesend, die sich in den Wochen zuvor auf ihre Erstkommunion am Weißen Sonntag – dem ersten Sonntag nach Ostern – vorbereitet hatten. Diesen Jungen reichte Pfarrer Meyer jetzt schon am Palmsonntag im Beisein ihrer Eltern das Brot des Lebens. Von diesem Tag an kamen die Menschen in der Bauerschaft Wehr täglich auf den Hof Preckel, um in der Gemeinschaft der Beter Trost im Gebet zu finden.

Als am Karfreitag der Einmarsch der alliierten Truppen in Legden zu erwarten war, lag noch ein Trupp deutscher Soldaten in Wehr in ihren Stellungen. Gertrud Büscher-Eilert aus Legden-Wehr, die ihr Studium an der Folkwangschule in Essen wegen des Krieges vorzeitig abbrechen und im Herbst 1944 mehrere Wochen lang Schanzarbeiten leisten musste, erinnert sich, dass sie mit ihren Eltern Wäsche, Kleidung und Schmuck und auch Lebensmittel in Koffern und Milchkannen eingepackt hatten und hinter einem großen Stapel Ziegelsteinen angstvoll wartete. Als die ersten britischen Panzer, vom Dorf kommend, das Wäldchen bei der Steinkuhle verließen und die Straße in Richtung Heek befuhren, eröffneten die deutschen Soldaten das Feuer. Die Panzer schossen die Gehöfte Vinkelau-Linnert und Renze in Brand. Von den Bewohnern kam, Gott sei Dank, niemand zu Schaden, jedoch verbrannte alles Vieh in den Ställen. Auch das Kreuz am Kriegerdenkmal von Wehr wurde durch Granaten beschädigt.

Während des Feuergefechtes hielt Gertrud Büscher-Eilert ihre Schnitzeisen in den Händen; sie wollte sie auf keinen Fall verlieren. Die Dunkelheit brach herein und noch immer war Gewehr- und Granatfeuer zu hören, Leuchtkugeln stiegen zum Himmel. Die deutschen Soldaten waren abgezogen, doch die Briten blieben in Deckung. – Schließlich siegte die Müdigkeit über die Angst, mit voller Kleidung suchte man den Schlaf.

Am Karsamstagmorgen kamen endlich die alliierten Soldaten und kampierten mit gepanzerten Fahrzeugen in den Weiden, nahe bei Blanke und Heveken. Zunächst mieden die Männer jeden Kontakt, doch dann holten sie sich aus den Hühnerställen die für das englische Frühstück unentbehrlichen „eggs“. Niemand hinderte die Menschen, als sie am Ostersonntag – befreit von den schrecklichen Ereignissen der Karwoche – den Tag der Auferstehung Christi auf der Tenne des Hofes Preckel in dankbarem Gebet feierten.

Als sich nach Wochen das Leben in der Bauerschaft Wehr normalisierte, baten die Großeltern des heutigen Hofbesitzers Gertrud Büscher-Eilert: „Schnitz‘ uns ein Bild zur Erinnerung!“ Der jungen Künstlerin fiel es nicht schwer, das Osterereignis auf der Tenne im Eichenholz festzuhalten, waren ihr doch die Teilnehmer persönlich bekannt. Vorn links hat sich die Künstlerin, zwischen ihren Eltern stehend, selbst porträtiert. Als Lohn schenkte ihr die Familie Preckel einen Sack Weizen – Geld hatte ja fast keinen Wert mehr. Noch heute hängt das etwa 120 x 80 cm große Relief aus Eichenholz in der Diele, an der Stelle, wo in den schweren Zeiten vor fünfzig Jahren täglich das Messopfer gefeiert wurde.

„Der Beitrag resultiert aus Gesprächen mit der Bildhauerin Gertrud Büscher-Eilert (Horstmar), den Pfarrer Wilhelm Trappe (Rheine) – 1945 Kaplan in Ahaus – und Clemens Preckel (Legden-Wehr) im März 1995. Dem Zeitzeugen Franz-Josef Enning (Ahaus) sei an dieser Stelle herzlich gedankt.“ August Bierhaus

Quelle: Text aus dem Buch „1945 – Kriegsende und Neubeginn im Westmünsterland“, Seite 304-306

Das Kriegsende 1945 im Westmünsterland

Im historischen Bewusstsein ist die Zeit unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges viel weniger verankert als im Jahr 1948 und 1949, die die Währungsreform und die Gründung der Bundesrepublik brachten. Denn diese Jahre markieren den Neubeginn, dessen zentrale Begriffe „Wirtschaftswunder“ und „Demokratie“ wurden. Aber die „neue Zeit“ begann schon mit der Kapitulation am 8. Mai 1945, im Westmünsterland sogar bereits in den letzten Märztagen, als die Alliierten den Rhein überschritten und rasch durch Westfalen nach Norden und Osten vorstießen.

Zuvor brachten im März 1945 systematische Bombardierungen der Städte und Dörfer Tod und Zerstörung über die Menschen des Westmünsterlandes. Bomberverbände der 2. britischen und der 9. amerikanischen Luftflotte flogen vor allem zwischen dem 11. und 23. März 1945 Angriffe auf Stadtzentren, Bahnhöfe und vermutete Truppen- und Materialsammlungen. Unterstützt wurden die Bomberstaffeln von Jagdbombern, die die Schienenstrecken und Landstraßen entlangflogen und nicht nur den Luftraum beherrschten, sondern jede Bewegung am Boden zu unterbinden suchten.

Bei den Bombenangriffen am 21./22. März 1945 trug Schloss Anholt schwere Schäden davon, so dass in den folgenden Jahren umfangreiche Reparaturen notwendig waren.

Während nach deutscher Zählung auf das Kreisgebiet Ahaus 4.632 Sprengbomben und 3.310 Brandbomben, auf den Kreis Borken 6.020 Sprengbomben und 30.150 Brandbomben niedergingen, erlebte Bocholt mit 3.600 Sprengbomben und ca. 250.000 Brandbomben die massivsten Angriffe im Westmünsterland. Im Kreis Ahaus waren 1.053 Tote zu beklagen; 9.735 Wohnungen wurden zwischen 60 und 100 % zerstört.[1] Im Kreis Borken und der Stadt Bocholt forderten die Angriffe 1.017 Menschenleben; 5.827 Wohnungen wurden zu 60 – 100 % beschädigt. Im Vergleich zum Stand von 1939 gingen nach dem genannten Zerstörungsgrad im Kreis Ahaus 16,8 %, im Kreis Borken 14,8 % und in Bocholt 45,8 % der Wohnungen verloren.

Diese Bombenangriffe sollten im Hinblick auf den Rheinübergang der 2. britischen Armee zwischen Rees und Wesel nicht nur die militärische Verteidigung ausschalten, sondern jeden Widerstand vollkommen zwecklos machen.[2] Die Verwüstung ihrer Heimat ist den Menschen bis heute mit allen ihren Schrecken in Erinnerung geblieben.

Das Westmünsterland wird besetzt

Unter dem Oberbefehl von Feldmarschall Bernard Low Montgomery traten im Rahmen der Operation „Plunder“ die 9. US-Armee südlich von Wesel und die 2. britische Armee weiter stromabwärts zum Rheinübergang an.[3] Die linke Flanke wurde von der 1. Kanadischen Armee gedeckt, die in Richtung Nordholland vorstoßen sollte. Ihr war im Rahmen der Operationsplanung die Aufgabe zugewiesen worden, die deutschen Truppen in Westholland abzuschneiden und die friesische Küste zu erreichen.[4] Die Rheinüberquerung begann am 23. März mit heftigem stundenlangen Artilleriefeuer, und die ersten britischen Einheiten setzten im Schutz der Dunkelheit um 21 Uhr bei Rees-Hönnepel über den Rhein.[5] Sie trafen zunächst nur auf geringen Widerstand, da das Rheinufer mit deutschen Truppen nur schwach besetzt war, um die Verluste durch das feindliche Luft- und Artillerie-Bombardement möglichst gering zu halten.

Eine groß angelegte Luftlandung im Raum Hamminkeln/Wesel am 24. März war zur Absicherung und Unterstützung des Rheinübergangs gedacht. Hieran waren die 6. Britische und die 17. US-Luftlandedivision beteiligt, die zu einem Luftlandekorps zusammengefasst worden waren. Nach wenigen Tagen, die die Sicherung des rechen Rheinufers und die Formierung der alliierten Truppen für den weiteren Vormarsch in Anspruch nahmen, wurde das Westmünsterland regelrecht überrollt.

[1] Luftkriegsschäden in Nordrhein-Westfalen 1939-1945, Düsseldorf 1955; Kreisarchiv (KrA) Borken; B 95.

[2] Vgl. Günter Wegmann: Das Kriegsende zwischen Niederrhein, Emsland und Teutoburger Wald im März/April 1945. In: Osnabrücker Mitteilungen 83, 1977, S. 154.

[3] Hier u. im folg. vgl. C[yril] N(elson) Barclay: They History of the 53nd (Welsh) Division in the Second World War. London 1956, S. 146.

[4] Vgl. Chester Wilmot: Der Kampf um Europa. Von Dünkirchen bis Berlin. Frankfurt/Berlin 1954. S. 738.

[5] Hier u. im folg. vgl. Wegmann. S 154f., 158-162.

Die deutsche Wehrmacht konnte nur noch hinhaltenden Widerstand leisten und befand sich auf dem Rückzug. Eine wirkungsvolle Abwehr ließ sich nicht mehr organisieren. General Günter Blumentritt, der am 28. März die Führung der für die Verteidigung dieses Abschnittes verantwortlichen 1. Fallschirmarmee übernommen hatte, war klar, dass die deutschen Truppen dem überlegenen Feind nicht standhalten konnten: „Es kam nur noch darauf an, einigermaßen den losen Zusammenhang der Front zu erhalten, im übrigen aber kämpfend auszuweichen.“[6] Probleme bereiteten die eingeschränkten Transportmöglichkeiten: „In Anbetracht der hohen Motorisierung der Westalliierten gegenüber den wenig beweglichen deutschen Improvisationen und Divisionen zu Fuß und mit Pferden war die Zurücknahme auch ohne Kampf ein Problem.“[7]

Dieses Foto der Borkener Innenstadt um die zerstörte Propsteikirche St. Remigius zeigt eindrücklich das enorme Ausmaß der Luftkriegsschäden.

Die Truppen der 2. britischen Armee rückten unaufhaltsam und zügig in einem konzentrierten Stoß in das Münsterland hinein und parallel beidseits der deutsch-niederländischen Grenze nach Nordosten vor: Panzer, Infanterie, Artillerie und Jagdbomber wirkten eng zusammen. Im Raum Isselburg, Anholt und Werth formierten sich die Streitkräfte nach der Besetzung der Orte am 28. bzw. 29. März für den weiteren Vormarsch, der das XXX. Korps bei Dinxperlo auf niederländisches Gebiet führte. Unterdessen rückten Verbände des XII. Korps nach der Einnahme von Bocholt und Rhede am 29. März über Oeding (30.3.), Vreden (31.3.) und Alstätte (1.4.) auf Gronau (2.4.) zu. Über die heutige B 70 ging ein weiterer Stoß in Richtung Ahaus (31.3.), um über Nienborg und Heek (1.4.) das Westmünsterland in Richtung Rheine zu verlassen.[8] Auf der rechten Flanke hatte das VIII. Korps den Auftrag, möglichst schnell die Ems und den Dortmund-Ems-Kanal zu erreichen. Es durchquerte deshalb über Velen und Ramsdorf (29.3.), Gescher, Legden und Schöppingen (alle 30.3.) sehr forciert das Westmünsterland.[9]

Die Briten trafen in diesen Tagen nicht mehr auf eine formierte Abwehr, sondern nur auf einzelne Panzerbekämpfungs-Trupps und versprengte Gruppen deutscher Soldaten.[10] Doch verschiedentlich verzögerten zerstörte Brücken, Panzersperren oder schlechte Straßen das zügige Vorankommen.[11] Nur bei Stadtlohn stieß die 7. britische Panzer-Division auf ernsthaften Widerstand, der aber bis zum Abend des 30. März 1945 gebrochen wurde. Doch erst am 31. März war die Stadt vollständig besetzt.[12]

Am 2. April 1945 war das ganze Gebiet des heutigen Kreises Borken von alliierten Streitkräften besetzt. An diesem Tag rückten Briten und Amerikaner bereits in Münster ein; die 1. und 9. US-Armee trafen sich bei Lippstadt und bildeten den „Ruhrkessel“, in dem die Heeresgruppe B mit 325.000 Soldaten eingeschlossen wurde.

Britische Militärregierung und deutsche Verwaltung

Den kämpfenden Truppen unmittelbar folgend, richtete sich bereits am 31. März das 906. Detachment Military Government, die Militärregierung für den Kreis Ahaus, im Finanzamt der Kreisstadt ein. Kommandant war bis Ende Juni Lieutenant Colonel J. N. Lamont, dem Major Robinson folgte.[13] Die für den Kreis Borken und die Stadt Bocholt zuständige Abteilung der britischen Militärverwaltung nahm zunächst in Bocholt, ab dem 23. April dann in Borken ihren Sitz.[14] Eine der ersten Maßnahmen war die Verhängung einer Ausgangssperre und die Aufforderung an die Bevölkerung, Waffen, Munition und sonstiges militärisches Material – dazu zählten auch Fotoapparate und Ferngläser – unverzüglich abzuliefern.[15] Die Bewegungsfreiheit der

[6] Günter Blumentritt: Kämpfe der 1. Fallschirm-Armee zwischen 28.3. und 9.4.1945, ostwärts des Rheins, [Febr. 1947]; Militärisches Forschungsamt Freiburg: Ms. B 354, S. 8.
[7] Ebd., S. 13.
[8] Vgl. Barclay, S. 152.
[9] Taurus Pursuant. A History oft he 11th Armoured Division, o. O. [1945], S. 92
[10] Vgl. Barclay, S. 152.
[11] Vgl. Taurus Pursuant, S. 91.
[12] Vg. Jürgen Tenbrock: Die Kriegsentwicklung und die ersten Nachkriegsjahre im westlichen Münsterland unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Stadtlohn, Staatsex.-Arb. Münster 1985, S. 67.
[13] Vgl. Tenbrock, S. 72
[14] Vgl. Manfred Bernau: . . . and alle Uhren blieben stehen. Bielefeld 1955, S. 95, 104.
[15] Hier u. im folg.: Befehl der Militärregierung Ahaus, 23.4.1945, KrA Borken: 20.1/100b.

Bevölkerung wurde eingeschränkt: Zivilisten durften sich nur 30 km im Umkreis ihres Wohnortes bewegen. die Benutzung von Fahrrädern war auf Straßen, die den Besatzungstruppen vorbehalten waren, ausdrücklich verboten. Die Grenzen zum Kreis Coesfeld und zu den Niederlanden wie auch der Rhein durften nicht überschritten werden.

Die Militärbehörden bedienten sich zur Durchführung ihrer Befehle der deutschen Verwaltung, die daher nicht zerschlagen, sondern nach planmäßiger Entnazifizierung als „Auftragsverwaltung“ dienstbar gemacht wurde.[16] Einen ersten Schritt hierzu bedeutete auf lokaler Ebene die Ernennung eines fähigen und unbelasteten Mannes für die Stelle des leitenden Verwaltungsbeamten. Vielerorts übernahmen erfahrene ältere Bedienstete das Bürgermeisteramt: In der Stadt Borken wurde der Stadtinspektor Heinrich Koch zum Bürgermeister bestellt, im Amt Marbeck-Raesfeld Amtsinspektor Aloys Ernsten als Amtsbürgermeister eingesetzt.[17] In anderen Fällen fiel die Wahl auf Personen, die keinerlei Verwaltungserfahrung besaßen, aber in politischer Hinsicht geeignet erschienen, wie in Bocholt: Hier wurde der Arzt Dr. Wilhelm Benölken zum Oberbürgermeister ernannt.[18]

Noch immer fehlen manchen Häusern in Borken Giebelwände oder Dächer. Doch die Straßen sind inzwischen geräumt und der Wiederaufbau hat begonnen.

Als wichtige Verknüpfungsstellen zwischen Militärregierung und deutscher Verwaltung galten auf Kreisebene die Landräte, deren Auswahl daher mit besonderer Sorgfalt vorgenommen wurde. In Borken setzte die Militärregierung im April 1945 den Regierungsoberinspektor Hans Daniel als kommissarischen Landrat mit dem Titel „Hauptman des Landkreises Borken“ ein.[19] Im Kreis Ahaus leitete Regierungsrat Clemens Freiherr von Oer kommissarisch das Landratsamt, das im Juni 1945 Felix Sümmermann übernahm, der nach dem 20. Juli 1944 aus diesem Amt entfernt worden war.[20]

Die nach der Besetzung in Angriff genommene „Entnazifizierung“ bedeutete zunächst die sofortige Entlassung von politisch belasteten Beamten. Sie wurde in den vier Besatzungszonen, in die Deutschland geteilt worden war, nicht mit dem gleichen „Schwung“ angegangen. Den Briten fehlte der missionarische Eifer der Amerikaner; ihnen war die Aufrechterhaltung einer funktionstüchtigen deutschen Verwaltung wichtiger als die rigorose Entfernung jedes „einfachen“ Parteimitglieds aus Verwaltung und Wirtschaft.[21] Dieser Unterschied in der Grundeinstellung prägte auch die Praxis: In der amerikanischen Zone wurde die Entnazifizierung an die Meldepflicht und die Ausgabe von Lebensmittelkarten gekoppelt; die Briten dagegen hielten es für ausreichend, diejenigen zu überprüfen, die im öffentlichen Dienst (oder in einer gehobenen privatwirtschaftlichen Position) beschäftigt waren oder eine solche Stellung anstrebten. Wer in der britischen Zone „untertauchte“, konnte der Entnazifizierung leicht entgehen.

Kommunalverwaltungen, Polizei und andere Bereiche des öffentlichen Dienstes mussten wiederholt den Militärregierungen in Borken und Ahaus Nachweise über den Personalbestand einreichen.[22] Beamte und Angestellte hatten detaillierte Fragebögen auszufüllen, die der Landrat an die Militärregierung weiterleitete. Die Parteimitgliedschaft war für sich allein noch kein Grund, die Anstellung (oder Wiedereinstellung) im Öffentlichen Dienst zu versagen: Für die Kreisverwaltung Borken ergab eine Aufstellung, dass von sechs Bediensteten, die im Juli und August ihren Dienst antraten, drei Mitglied der NSDAP gewesen waren; im September folge ein weiterer Nachweis, der von neun Bediensteten vier ehemalige Parteigenossen aufführte, die im

[16] Vgl. Ulrich Reusch: Das Besatzungsregiment der Briten, Planung, Politik und Praktiken (1943/45-1950). In: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 13, 1985, S. 184.
[17] Hauptmann des Landkreises Borken, Hans Daniel, an den Regierungspräsidenten Münster, 13.6.1945; KrA Borken: B 1.
[18] Kriegschronik der Stadt Bocholt 1939 – 1945. Bearb. von Gerhard Schmalstieg. Stadt Bocholt 1995. Bocholter Quellen und Beiträge 7, S. 482 (31.3.1945).
[19] Hauptmann des Landkreises Borken, Hans Daniel, an die Bürgermeister u. Amtsbürgermeister, 19.4.2945; KrA Borken: B1.
[20] Vgl. Gisela Schwarze: Das Jahr 1945 im Westmünsterland. In: Unser Bocholt 45, 1994, H. 1; S. 21f.
[21] Vgl. Wolfgang Krüger: Entnazifiziert! Zur Praxis der politischen Säuberung in Nordrhein-Westfalen. Wuppertal 1982, S. 14, 37 f.
[22] Verschiedene Befehlsschreiben, z. B. Militärregierungen Ahaus/ Borken an die Landräte, 4.6.1945, 1.7.1945, 26.7.1945, 18.9.1945, sowie die Fragebögen des Personals der Verwaltungen, z. B. 1.8.1945, 3.8.1945, KrA Borken: B1; 20.1/100d.

August und September in den Verwaltungsdienst eingetreten waren.[23] Auch wurde es schon im August 1945 den zunächst vom Dienst suspendierten oder entlassenen Beamten von Finanzämtern, Post, Banken und Sparkassen gestattet, Anträge auf Wiederzulassung zu stellen.[24]

In Ahaus war das Schloss bei der Bombardierung stark zerstört worden. Seinen Wiederaufbau in alter Form initiierte Landrat Felix Sümmermann.

Argumentationen, die auf die Denkweise der Militärbehörden zugeschnitten waren, betonten oft das rein Formale einer NSDAP- und SA-Mitgliedschaft; der Hinweis auf technisch-fachliche Qualifikationen konnte sich zudem positiv für eine „milde“ Beurteilung auswirken. In einigen Fällen, in denen ortsbekannte Personen trotz ihrer Aktivitäten als NS-Funktionäre verschont zu werden schienen, reagierte die Bevölkerung sensibel auf die vermeintlich ungerechte Behandlung durch die Militärregierung; sie empfand zum größten Teil sich selbst als Opfer der NS-Herrschaft und des Krieges. So beschwerten sich Südlohner Bürger beim Landrat über die angeblich zu milde Behandlung der lokalen „NS-Größen“: „Als Sprecher der öffentlichen Meinung in unserer Gemeinde Südlohn fühlen wir uns veranlaßt, Ihnen folgendes mitzuteilen: 1) Die hiesige Bevölkerung findet es sehr befremdend, daß die ehemals aktiven Parteimitglieder im Vergleich zu den anderen Volksgenossen bisher nicht in erhöhtem Maße zu einer anstrengenden Arbeit im öffentlichen Interesse herangezogen werden, obwohl sie für die Beseitigung der großen Schäden in erster Linie in Frage kommen dürften. Besonders ungehalten ist man darüber, daß bei den behördlich eingeleiteten Aufräumungsarbeiten frühere Parteimitglieder die Aufsicht frühen und dadurch unnötig geschont und respektiert werden.“[25] Beachtenswert ist die Wortwahl, die noch von der NS-Terminologie (Volksgenossen) beeinflusst ist. So schnell ließen sich zwölf Jahre propagandistischer Durchdringung nicht abschütteln!

Schwierige Versorgungslage

Ein vorrangiges Anliegen der Militärregierung war die Besserung der desolaten Ernährungslage, unter der die nichtbäuerliche Bevölkerung litt – im ländlichen Westmünsterland natürlich weniger als im Ruhrgebiet. Sofort nach der Besetzung erfolgte die Ausgabe neuer Lebensmittelkarten, die mancherorts von der Verwaltung provisorisch mittels Matrize hergestellt wurden.[26] Doch schon am 7. Mai wurden im Kreis Borken kreiseinheitliche Karten ausgegeben.[27] Im Kreis Ahaus wurde es ähnlich gehandhabt.

Die Bereitstellung hinreichender Mengen an Nahrungsmitteln verursachte große Probleme. Verschiedene Maßnahmen sollten die Versorgungslage bessern: Dem Kreisbauernführer in Ahaus wurde aufgetragen, eine Liste aller Schweinehalter zu erstellen, um eine möglichst vollständige Verwertung von Lebensmittelabfällen zu gewährleisten.[28] Zur Feststellung eventuell zurückgehaltener Abgabekontingente wurden im November und Dezember 1945 Prüfer eingesetzt, die auf den Höfen die Bestände an Kartoffeln und Milchvieh kontrollierten.[29] Zur Abwehr von Kartoffeldieben hatte die Militärregierung zuvor schon die Einrichtung eines Selbstschutzes erlaubt; hierzu durften aus jeder Bauerschaft sechs bis zehn Männer benannt werden, die vom nächtlichen Ausgehverbot ausgenommen wurden.[30] Hausschlachtungen waren nur mit behördlicher Genehmigung gestattet; ebenso durften Lebensmittel nur mit einer Bescheinigung der Kreisbauernschaft das Kreisgebiet ver-

[23] Nachweisung über Änderungen in den Stellenbesetzungen bei der Kreisverwaltung Borken, 8.8.1945, 15.9.1945; KrA Borken: B 1.
[24] Militärregierung Ahaus an Landrat Sümmermann, 3.8.1945; KrA Borken: 20.1/100d.
[25] Schreiben Südlohner Bürger an den kommissarischen Landrat von Oer, 30.4.1945; KrA Borken: 20.1/101b.
[26] Mitteilung von Franz Nacke, Gronau.
[27] Theodor Große-Venhaus: Dunkelste Zeit der Kreisgeschichte. Die Rheder Kriegschronik. Ein Beispiel. In: Unsere Heimat. Jahrb. d. Kreises Borken 1966, S. 144.
[28] Militärregierung Ahaus an die Bürgermeister, 13.7.1945; KrA Borken: 20.1/100b.
[29] Ausweise für Kontrolleure, 18.11.1945 u. 5.12.1945; KrA Borken: 20.1/106d.
[30] Landrat Sümmermann an die Amts- und Gemeindebürgermeister des Kreises Ahaus. 3.8.1945; Gemeindearchiv (GA) Südlohn; 1.00.06.

lassen.[31] Die Bauern waren gehalten, Milch restlos an die Molkereien abzugeben und nicht selbst zu buttern. Auch die Preisüberwachung der Kriegszeit wurde beibehalten.[32]

Geradezu erdrückend waren die Schwierigkeiten in fast allen Bereichen der Versorgung, so dass beispielsweise der weitere Zuzug in die Stadt Borken verboten wurde, nachdem sich im Juli 1945 durch zurückkehrende Evakuierte und entlassene Kriegsgefangene die Einwohnerzahl von 5.800 auf 6.200 erhöht hatte.[33] Die Schwierigkeiten verschärften sich noch durch die Ankunft von Flüchtlingen und Vertriebenen in immer größerer Zahl. Waren im Frühjahr und Sommer 1945 nur wenige in das Westmünsterland gekommen, so wurde im Herbst immer deutlicher, welche Größenordnungen zu erwarten waren.[34] In den nächsten Monaten und Jahren trafen immer wieder neue Gruppen ein, die es zu versorgen und unterzubringen galt. Erst nach und nach wurde das ganze Ausmaß der Vertreibung sichtbar, und die Integration der Ankömmlinge benötigte Jahre größter Anstrengungen.

Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter

Im Westmünsterland wurden in der Kriegszeit ausländische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter vorwiegend in der Landwirtschaft eingesetzt. Zum großen Teil waren sie auf den Höfen untergebracht; einzelne Höfe wurden auch als Internierungslager genutzt. Aber auch Gewerbebetriebe und die Forstwirtschaft beschäftigen „Displaced Persons“ (DPs), wie sie von den Alliierten bezeichnet wurden. Im Bereich der 21. Armeegruppe, zu deren Operationsgebiet das Westmünsterland gehörte, wurden bis Anfang April 1945 18.000 DPS befreit; für die südlich eingesetzten Armeegruppen sind erheblich höhere Zahlen zu nennen: über 300.000 bei der 12. Armeegruppe, etwa 83.000 bei der 6. Armeegruppe.[35] Ihre Gesamtzahl wird auf über 10 Millionen geschätzt, von denen etwa ein Drittel in der Landwirtschaft eingesetzt wurde.

Noch vor der offiziellen deutschen Kapitulation am 8. Mai zogen zahllose Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Richtung Heimat. Den Westalliierten gelang es bis zum Jahresende 1945, über 4,6 Millionen DPs zu „repatriieren“, so dass für Ende 1945 von einer verbleibenden Anzahl von etwa 1,2 Millionen in den Westzonen ausgegangen wird.

Doch bis zum Rücktransport mussten diese Menschen untergebracht werden. In Gronau sollten für polnische Fremdarbeiterfamilien etwa 2.300 Gronauer ihre Wohnungen bis zum 28. Mai 1945 räumen; für jede Wohnung war eine Belegung mit zehn Personen vorgesehen.[36] Die Maßnahme verdeutlicht, welche Schwierigkeiten die Militärregierungen Ahaus und Borken bei der Unterbringung der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in den ersten Monaten nach Kriegsende zu bewältigen hatten. Doch funktionierte zumindest die Versorgung mit Nahrungsmitteln durch eine strikte Vorratsbewirtschaftung im Kreis Ahaus offenbar so zufriedenstellend, dass die Zentralstelle in Unna keine besonderen Anweisungen für Lieferungen an Fremdarbeiter erteilen musste.[37]

Allmählicher Wiederaufbau in Südlohn: Die Straßen sind wieder frei, nur an den Rändern liegt noch Schutt und freie Trümmergrundstücke bestimmen das Bild.

Der Stellenwert, den die alliierte Militärverwaltung der öffentlichen Sicherheit („public safety“) beimaß, bewirkte ein hartes Durchgreifen gegenüber heimatlosen Ausländern, zumal es verschiedentlich zu Plünderungen und Übergriffen bis hin zu Vergewaltigungen und Mord kam. Es sollte nicht

[31] Hier u. im folg.: kommissarischer Landrat von Oer an die Ortsbehörden des Kreises Ahaus, 18.5.1945; KrA Borken: 20.1/100b.
[32] Die Einrichtung der Abteilung „Preisüberwachung“ beim Landratsamt Ahaus erfolge im Mai 1945. Vgl. kommissarischer Landrat von Oer an die Ortsbehörden des Kreises Ahaus. 18.5.1945; Stadtarchiv Ahaus: 1.03.55-56.
[33] Neue Westfälische Zeitung Nr. 10, 13.7.1945.
[34] Vgl. Ansgar u. Markus Trautman: Die Vertriebenen in Vreden und Ammeloe, Vertreibung, Ankunft, Aufnahme, Eingliederung. Mit Erlebnisberichten von Gerda Hoffmann u. a. Vreden 1988 (Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde 35), S. 21.
[35] Hier u. im folg. vgl. Wolfgang Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945 – 1951. Göttingen 1985 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 65), S. 37f, 42, 82-84.
[36] Militärregierung Ahaus an den kommissarischen Landrat Clemens Freiherr von Oer und den Bürgermeister von Gronau, Kurt Ackermann, 21.5.1945; KrA Borken: 20.1/100b.
[37] Militärregierung Ahaus an Landrat Sümmermann, 15.8.1945; KrA Borken: 20.1/100b.

außer Acht gelassen werden, dass nur eine Minderheit Plünderungen, Raub und Schlimmeres begangen hat.[38] Wie zahlreich Zeitzeugenberichte zu diesen Vorfällen auch sind, so zahlreich sind indes Berichte, die nicht nur ein korrektes, sondern sogar hinsichtlich der Zivilcourage vorbildliches Verhalten ehemaliger Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter bezeugen. In einem Fall verhinderte z. B. ein Russe, der auf einem betroffenen Hof gearbeitet hatte, dass seine Landsleute die Bauersfrau vergewaltigten.[39] In Marbeck brachte der polnische Kriegsgefangene Klemens Navrot geraubtes Gut zurück: „Ein paar Sonntage später kamen nachmittags mehrere leicht angetrunkene Polen zu uns und machten eine ‚Hausdurchsuchung'. Sie nahmen drei ärmellose Pullover von uns Jungen mit. Als unser Pole Klemens Navrot das hörte, ging er der Gruppe nach und brachte die Pullover zurück."[40] Im August verfügten die alliierten Militärbehörden die Zusammenfassung aller russischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in Lagern, soweit dies noch nicht geschehen war.[41] Im Westmünsterland waren DPs z. B. bereits im Bocholter „Stadtwaldlager" zusammengefasst worden und warteten auf die Rückführung in ihre Heimat.[42] Viele Kriegsgefangene und Fremdarbeiter sahen aber ihre Heimat nie wieder; sie waren bei Bombenangriffen getötet oder Opfer von Krankheiten infolge der unzureichenden Ernährung geworden.

Die „Sperrzone" 1945

Im Frühjahr und Sommer 1945 beunruhigten Gerüchte die Bevölkerung, beispielsweise:[43] „Die Russen sollen Hannover besetzen und den Hamburger Hafen kontrollieren" oder „Deutsche dürfen in den nächsten fünf Jahren nicht heiraten". Nichts Genaues war auch im Hinblick auf die von den Niederlanden geforderten Gebietsabtretungen bekannt, die Deutschland als Wiedergutmachung für Kriegsschäden, insbesondere durch die mutwillig herbeigeführten Überschwemmungen größten Ausmaßes, leisten sollte.[44]

Die Einrichtung einer etwa 2 km breiten Sperrzone entlang der Grenze empfanden die Menschen als Bestätigung der weit verbreiteten Meinung, dass Gebietsabtretungen an die Niederlande stattfinden würden. Die Anordnung der Militärregierung löste bei den Grenzbewohnern verständliches Entsetzen aus.[45] Der kommissarische Landrat von Oer bezeichnete die verfügte Räumung des Grenzstreifens als eine Aufgabe, die zum „Schmerzlichsten und Opfervollsten gehört, das seit Bestehen des Kreises Ahaus von einem Landrat hat bearbeitet werden müssen".[46] Der Militärregierung ging es vermutlich aber nur um eine leichtere Kontrolle des Grenzgebietes, zumal die britische Regierung den niederländischen Gebietsforderungen ablehnend gegenüberstand.

Der Grenzstreifen sollte bis zum 5. Mai 1945 abends von sämtlichen deutschen Zivilpersonen geräumt werden; betroffen waren vor allem Gronau, Epe und Vreden, Anholt sowie die Ämter Wessum, Stadtlohn und Liedern-Werth; ausgespart blieben nur Gebiete mit geschlossener Bebauung.[47] Am 1. Mai wurde die Räumungsfrist wegen der geringen Vorbereitungszeit um einige Tage auf den 8. Mai 1945, 22 Uhr, verlängert.

Sogleich wurden Versuche unternommen, die Breite des Grenzstreifens zu verringern. Hierbei kam den deutschen Verwaltungen zugute, dass für die Militärregierungen in Ahaus und Borken die hinreichende Versorgung mit Nahrungsmitteln und Wohnraum Vorrang hatte. Noch im Mai bat der Bürgermeister von Oeding, Engelbert Schulten, die Militärregierung, die beiden Friedhöfe sowie die Gärtnerei Schücker aus dem Räumungsgebiet auszusparen, zumal auch nach dieser Verkleinerung der Sperrzone noch 66 Familien von 34 Höfen von der Räumung betroffen wären.[48] Die Sperrung reduzierte auch den vorhandenen Weidegrund. Oedinger Bauern durften aber – offenbar stillschweigend geduldet – ihr Vieh auf in der Sperrzone gelegene Weiden treiben.[49]

[38] Gisela Schwarze (S. 8) merkt an, dass wohl nur 1-2 % der nachts in Lagern zusammengefassten „Displaced Persons" tagsüber kriminelle Handlungen unternahmen. Vgl. auch die Berechnung für Bremen bei Jacobmeyer. S. 49.
[39] Heinrich Segbers, Aufgezeichnet von Heinz Dillmann, Schöppingen.
[40] Hugo Sundermann, Borken-Marbeck.
[41] Landrat Sümmermann an die Ortsbehörden des Kreises Ahaus, 6.8.1945; GA Südlohn: 2.31.01.
[42] Vgl. Hans D. Oppel: Zur Geschichte des Stadtwaldlagers in Bocholt. In: Unser Bocholt 38, 1987, H. 4, S. 36f.
[43] Hier u. im folg.: Militärregierung Ahaus an Landrat Sümmermann, 6.8.1945; KrA Borken: 20.1/100b.
[44] Die Diskussion war in den Niederlanden selbst noch im Gang und führte zu einer deutlichen Reduktion der Maximalforderungen. Vgl. Klaus Pabst: Holländisch für vierzehn Jahre. In: Entscheidungen im Westen. Hrsg. von Walter Först. Köln 1979, S. 148-153.
[45] Vgl. Tenbrock. S. 89.
[46] Ansprache des kommissarischen Landrats von Oer vor Bürgermeistern und Amtsbürgermeistern des Kreises Ahaus, 8.5.1945; KrA Borken: 20.1/14c.
[47] Hier u. im folg.: kommissarischer Landrat von Oer an die Bürgermeister von Gronau, Epe, Vreden und die Amtsbürgermeister Wessum und Stadtlohn, 27.4.1945, 1.5.1945, KrA Borken: 20.1/100b.
[48] Bürgermeister Engelbert Schulten an die Militärregierung Ahaus, 7.5.1945, KrA Borken: 20.1/100b.
[49] Amtsbürgermeister Heinrich Upgang-Wanning an Landrat Sümmermann, 16.7.1945, GA Südlohn 1.00.04.

Die drohende Versorgungskrise bewog die Militärregierung, die Grenzzone schon bald für Erntearbeiten zu öffnen.[50] Im Juni wurde Torfstechern und Landarbeitern das Betreten der Sperrzone täglich zwischen 8 und 20 Uhr gestattet.[51] Die sich immer mehr abzeichnende Unmöglichkeit, die Bombengeschädigten wie auch die aus dem Sperrgebiet ausgewiesenen Menschen winterfest unterzubringen, veranlasste die Militärregierung, nicht nur kleinere Berichtigungen der Sperrzonengrenze zuzulassen, sondern auch den von Zwangsräumung Betroffenen zu erlauben, in ihre Häuser zurückzukehren.[52] Die Bestimmungen zum Betreten der Sperrzone wurden bis zum Jahresende weiter gelockert: Landwirte, die nicht im Sperrgebiet wohnten, durften wieder auf ihre Felder.[53] Zudem konnten jetzt Tierärzte, Milchfuhrleute, Viehhändler und Bedienstete der Kreisbauernschaft die Sperrzone im Rahmen ihrer Tätigkeit betreten.

Blick aus der Holzstraße auf die Pfarrkirche St. Vitus in Südlohn. Der Pferdewagen macht deutlich, mit welch einfachen Mitteln der Wiederaufbau bewerkstelligt werden musste.

Erste Schritte der Demokratisierung

Im September 1945 wurde in der Britischen Zone eine Direktive erlassen, die unter den Leitgedanken „Demokratisierung und Dezentralisierung“ stand und wesentliche Punkte des britischen Demokratisierungskonzeptes formulierte.[54] Sie umriss die künftigen Strukturen der deutschen Verwaltung: Rat und Bürgermeister sollten über die Belange der Kommune entscheiden, die von der Veraltung umgesetzt werden sollten. Der Bürgermeister war nicht mehr Leiter der Verwaltung, der künftig ein höherer Beamter vorstehen sollte.[55] Die Einführung dieser sogenannten „Doppelspitze“ war das augenfälligste Element der Neugestaltung der kommunalen Verwaltung. Andererseits nahm die 1946 im britischen Kontrollgebiet eingeführte „revidierte Deutsche Gemeindeordnung“ auch viele Elemente der deutschen Verwaltungstradition auf.[56]

Auf kommunaler Ebene sollte die Reform mit der Bildung von kommunalen Beiräten eingeleitet werden.[57] Die Ernennung dieser Bürgervertretungen, in denen politische Parteien und berufsständige Gruppen vertreten sein sollten, erfolgte bis Januar 1946. In zahlreichen Städten und Gemeinden waren schon in den Monaten Mai bis Juli 1945 unter verschiedenen Bezeichnungen Beiräte eingesetzt worden, deren Wirksamkeit aber von der Haltung des jeweiligen Bürgermeisters abhing. Die jetzt konstituierten Bürgervertretungen können als Keimzellen künftiger gewählter Kommunalparlamente gelten. Die Mitglieder wurden von den örtlichen Bürgermeistern vorgeschlagen, die die Auswahl nach berufsständischen, Parteipolitischen und konfessionellen Gesichtspunkten trafen und sich vielfach an den letzten Wahlergebnissen der Weimarer Republik orientierten.

Gemäß den Vorstellungen der Briten von einer schrittweisen Demokratisierung durften sich jetzt wieder Parteien bilden. Im September fanden erste Ansätze zu einer Neubelegung der Zentrumspartei statt.[58] Auch die SPD stellte für den Kreis Ahaus bereits im November 1945 den Antrag auf Wiederzulassung als politische Partei. Die KPD, die in Gronau eine starke Gruppe aktiver Parteimitglieder hatte, reorganisierte sich jetzt ebenfalls. Schließlich betrat mit der CDU eine Neubildung die politische Bühne; sie wurde zunächst unter dem Namen CDP von ehemaligen Zentrumsmitgliedern gegründet.

[50] Militärregierung Ahaus an den kommissarischen Landrat von Oer, 17.5.1945, KrA Borken: 20.1/100b.
[51] Militärregierung Ahaus an Landrat Sümmermann, 17.6.1945, KrA Borken: 20.1/100b.
[52] Militärregierung Ahaus an Landrat Sümmermann, 25.10.1945; GA Südlohn. 1.00.04.
[53] Hier u. im folg.: Kreisbauernführer Antonius Freiherr von Oer an die Ortsbauernführer und Bürgermeister des Kreises Ahaus, 8.11.1945; GA Südlohn; 1.00.04.
[54] Direktive Military Government Direktive on Administration, Local an Regional Government, and the Public Services (Teil 1), 8.9.1945.
[55] Vgl. Karl Teppe: Zwischen Besatzungsregiment und politischer Neuordnung (1945 – 1949). In: Westfälische Geschichte. Unter Mitarb. von Manfred Balzer u. a. hrsg. von Wilhelm Kohl. 2. Band, Düsseldorf 1983 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen im Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe 43) S. 313 f.
[56] Verordnung Nr. 21 (Abänderung der Deutschen Gemeindeordnung) vom 1.4.1946. In: Amtsblatt der Militärregierung Deutschland, Britisches Kontrollgebiet Nr. 7, 1946, S. 127-154, Vgl. Reusch, S. 184.
[57] Hier u. im folg. vgl. Teppe, S. 291f, 314.
[58] Hier u. im folg. vgl. Tenbrock, S. 137-139, 145-147, 153.

Auch die Gewerkschaften bemühten sich um einen Neuanfang, der schließlich im Herbst 1945 Erfolge zeigte: In Bocholt konstituierte sich am 14. Oktober die „Allgemeine Gewerkschaft, Ortsgruppe Bocholt und Kreis Borken“ unter dem Vorsitz des Gewerkschaftssekretärs Gustav Krüger; im Kreis Ahaus war Matthias Tittelbach einer der maßgeblichen Initiatoren.[59] Die Gewerkschaften forderten eine angemessene Berücksichtigung der Arbeitnehmer im Kreistag, der im Frühjahr 1946 zusammentreten sollte. Geschäftsführer Titelbach bat, „den Kreistag auf berufsständischer Grundlage aufzubauen und jeden Beruf entsprechend dem Stärkeverhältnis in Vorschlag zu bringen“.[60] Landrat Sümmermann war es aber wichtiger, den Kreistag mit Personen zu besetzten, die auch in Gemeinderäten vertreten waren, um auf der politischen Ebene Kreis und Gemeinden eng zu verzahnen, wie dies auch der Kommunaltradition der Weimarer Republik entsprach.[61] Daher war seine Antwort an den Gewerkschaftsgeschäftsführer Tittelbach zurückhaltend, aber schließlich erhielt die Arbeitnehmerschaft acht Vertreter im Ahauser Kreistag,[62] der im April 1946 zu seiner ersten Sitzung zusammentrat. Zu den wichtigsten Tagesordnungspunkten zählten die Wahl eines Entnazifizierungsausschusses und eines „Berufungsausschusses“ sowie die Wahl von Felix Sümmermann zum ehrenamtlichen Landrat und zugleich zum Oberkreisdirektor.[63] Da absehbar war, dass diese „Personalunion“ nicht die Zustimmung der Militärregierung finden würde – eine Ämterkombination stand im Widerspruch zur künftigen Gemeindeordnung - wurden auf der gleichen Sitzung alternativ Sümmerman zum Oberkreisdirektor und Dr. Bruno Vagedes zum Landrat gewählt.

Im Februar 1946 hatte sich bereits der Kreistag Borken zu seiner ersten Sitzung im Borkener Kolpinghaus versammelt, in der Colonel Spottiswoode, Chef der Provinzial-Militärregierung, die britischen Vorstellungen zur deutschen Selbstverwaltung erläuterte.[64] Auf der nächsten Sitzung im April wurde dann Hans Renzel zum Landrat des Kreises Borken gewählt.

Diese kurze Skizze über das Geschehen im Westmünsterland soll verdeutlichen, dass das Ende des Krieges zwar eine einschneidende Zäsur in der Geschichte auch des Westmünsterlandes war, aber zugleich die Not der Zeit zwang, in die Zukunft zu schauen und sogleich in den verschiedensten Bereichen mit dem „Wiederaufbau“ zu beginnen. Das Leben stand damals noch unter dem Eindruck der Kriegszeit; Entbehrungen bestimmten den Alltag. Es galt, nicht nur die Ernährung zu sichern, Wohnraum zu beschaffen, Wirtschaft und Verkehr wieder in Gang zu bringen, sondern auch den Schulunterricht wieder aufzunehmen, das kirchliche und kulturelle Leben neu zu entfachen, sowie erste Schritte der Demokratisierung einzuleiten. Nach dem Willen der britischen Besatzungsmacht sollte die Demokratisierung von unten nach oben, von den Gemeinden zum Gesamtstaat erfolgen; die Grundlagen hierfür wurden schon im Jahr 1945 gelegt.

Quelle/ Autor: Johannes Stinner in „Westmünsterland – Jahrbuch des Kreises Borken 1995“, Seiten 13 – 23;

Fotos: Kreisarchiv Borken

[59] Vgl. Tenbrock, S. 161, u. Eduard Westerhoff: Die Bocholter Textilindustrie. In: Textilarbeiter und Textilindustrie. Beiträge zu ihrer Geschichte in Westfalen während der Industrialisierung. Hrsg. von Arnold Lasotta u. Paula Lutum-Lenger. 1989 (Schriften des Westfälischen Landesmuseums 7), S. 51

[60] Gewerkschaftsgeschäftsführer Titelbach an Landrat Sümmermann, 10.12.1945; KrA Borken: 20.1/2.2.

[61] Vgl. Tenbrock, S. 135.

[62] Landrat Sümmermann an die Militärregierung Ahaus, 29.1.1948: Militärregierung Ahaus an Landrat Sümmermann, 6.2.1946; KrA Borken: 20.1/2.2.

[63] Hier u. im folg.: Protokollbuch des Kreistages Ahaus, 24.4.1946; KrA Borken: B 81.

[64] Hier u. im folg.: Protokollbuch des Kreistages Borken; 19.2.1946, 3.4.1946; KrA Borken: B 7.

„Dazwischen schwamm wie ein blutig roter Ball die Sonne.“

22. März 1945
Zitate aus der Kriegschronik der Stadt Bocholt

BOCHOLT. Der Kampf der Alliierten Streitkräfte gegen das nationalsozialistische Deutschland und seine Verbündeten erreichte am 22. März 1945 die Stadt Bocholt. Vorausgegangen waren bereits einzelne Bombardierungen. Der große Luftangriff am 22. März 1945 jedoch führte zu einer weitgehenden Zerstörung der Innenstadt in nur 17 Minuten und mit dem Einzug alliierter Truppen wenige Tage später zur Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur.

Am Sonntag, 22. März 2020, jährte sich zum 75. Male der große Luftangriff auf die Stadt Bocholt. Für diesen Tag waren für Bocholt erinnernde und besinnende Veranstaltungen geplant. So wollte die Pfarrkirche St. Georg in einer Andachtsstunde auf das Geschehen und seine Opfer ebenso hinweisen, wie für den Abend des 22. März der Verein für Heimatpflege Bocholt ins neurenovierte Pfarrheim am St.-Georg-Platz zu einem erinnernden Bilder- und Leseabend eingeladen hatte. Beide Veranstaltungen mussten wegen der beginnenden Corona-Gesundheitskrise kurzfristig abgesagt werden.

Zu den vorgesehenen Texten gehörte u.a. ein Auszug aus der Bocholter Stadtchronik. Der Text beschreibt bedrückend und noch heute berührend den Luftangriff und seine Auswirkungen auf Bocholt am 22. März 1945, dem Donnerstag nach dem Passionssonntag und vor dem Palmsonntag, einem strahlenden Frühlingstag.

Die Stadtchronik für das Geschehen im März 1945 verfasste die frühere Bocholter Stadtarchivarin Dr. Elisabeth Bröker (*1911 - †1986). Sie schrieb diese Chronik vermutlich einige Jahre nach dem Luftangriff nieder. Sie verarbeitete darin viele Erfahrungsberichte von Bocholtern und wird wohl auch eigenes Wissen in die Niederschrift aufgenommen haben. Die Kriegschronik erschien 1995 erstmals vollständig (Kriegschronik der Stadt Bocholt 1939 – 1945, bearb. von Gerhard Schmalstieg, Bd. 7 der Quellen und Beiträge, Bocholt 1995, 516 S. mit Register, erhältlich im Stadtarchiv Bocholt und im Stadtmuseum Bocholt, 25 €).

Das Ziel des Luftangriffs war es, den Nachschub über Bocholt an den Niederrhein zu verhindern. So liest es sich in einer Aktennotiz des Alliierten Oberkommandos.

Hier nun einige Zitate aus der Chronik:

Es war ein warmer Märzmittag. Die Sonne stand schon hoch. Sie schien so warm und wohltuend auf das Land und die verängstigten Menschen.

Kurz nach 13 Uhr setzte ein heftiger Tiefflliegerangriff auf die Stadt ein. Die Turmbeobachtung meldete:

13.10 Uhr: Flugzeuge kreisen sehr stark über der Stadt.
13.12 Uhr: Bombenabwurf im Süden der Stadt und Bordwaffenbeschuss.
13.20 Uhr: Neuer Anflug von Südwesten.
13.24 Uhr: Starker Bordwaffenbeschuss und Abwurf leichter Bomben auf das Stadtgebiet.
13.28 Uhr: Neuer Anflug von Osten.
13.34 Uhr: Es brennt im Süden und Südosten. Kaiser-Wilhelm-Straße und Fildeken.
13.43 Uhr: Starkes Fliegergeräusch im Osten.

Bis kurz vor 14 Uhr dauerte der Tiefflliegerangriff. Man hat später gesagt, er sei eine letzte Warnung an die Bocholter Bevölkerung gewesen, eine Aufforderung, die Stadt zu verlassen und sich in Sicherheit zu begeben. Unheimlich war das Brummen und Kreisen der Flugzeuge, nicht mehr zu ertragen das heulende Niedergleiten zum Beschuss. Menschen, die unterwegs waren, mussten schleunigst Deckung suchen. In der Stadt aber: wohin? Fast alle Häuser und Keller waren verschlossen, da die Bewohner ja fortgezogen waren. Unten im Turm der Liebfrauenkirche standen die Menschen so zusammengepfercht, dass es nicht auszuhalten war. In den Keller der Schule am Ostwall waren viele Schutzsuchende geflüchtet. Unter ihnen war auch Dechant Kruse von St. Georg, der noch von den Beerdigungen früh morgens unterwegs war. Durch Fliegeralarm und Bombenabwurf konnte er nicht zu seiner Wohnung zurückkommen. Erst in der Pause nach dem Tiefflliegerangriff wagte er den letzten Heimweg. Der öffentliche Luftschutzkeller im Gymnasium war den ganzen Vormittag über voll von Leuten. Alle verängstigt und in Sorge. Man wagte es nicht, nach draußen zu gehen. Die Hausfrauen konnten kaum Essen kochen. Und mittags war keine Ruhe, um die Mahlzeit einzunehmen, es sei denn ganz behelfsmäßig zwischen Möbeln und Kisten, Betten und Liegestühlen im Keller.

Der Oberbürgermeister war bis zum Mittag auf dem Befehlsstand bzw. nach den Bombenabwürfen unterwegs zu den Schadensstellen. Da er das Leben des Fahrers nicht in Gefahr bringen mochte und mit dem Wagen auch nicht mehr durchkommen konnte, nahm er statt des Wagens das Fahrrad; Stahlhelm auf, Schal um, gings hinaus, um an Ort

und Stelle die Schäden festzustellen und selbst Bericht einzuholen. Meist kam er nach kurzer Zeit abgekämpft, gehetzt zum Befehlsstand zurück, gab Bericht und fuhr wieder hinaus.

Kurz vor 14 Uhr trat Luftruhe ein. Die Menschen stiegen aus ihren Kellern nach oben in die Wohnungen, um etwas zu essen. Manche benutzten die Gelegenheit, um aus den öffentlichen Luftschutzräumen nach Hause zu laufen, oder um noch schnell, im Vorgefühl des nahenden Unheils, die Stadt zu verlassen.

Die Leute, die aus den Kellern kamen, waren noch kaum der Ruhe sich bewusst geworden, und die aus Bocholt Fliehenden konnten gerade die letzten Häuser des Stadtgebietes hinter sich haben, als von Nordwesten starkes Flugzeuggeräusch näher kam. Durch Radio war um kurz nach 14 Uhr die Meldung gegeben: Starke Bomberverbände im Anflug über Eindhoven, Kurs Nordost, und etwas später: Verbände über Wesel nehmen Kurs auf Bocholt.

Bocholt 1945, zerstörte Pfarrkirche St. Georg

Die Fliehenden flohen weiter, ohne auf die Stadt zurückzuschauen. Die Menschen in den Häusern rafften noch schnell Taschen und Papiere und stürzten wieder in den Keller. Auf dem Weg flogen ihnen schon Glassplitter und Mauerwerk entgegen. Furchtbare Erschütterungen ließen die Häuser erbeben. Es war 14.10 Uhr. Von Nordwesten, Dinxperloer Straße/Holtwick her, ging der letzte, schwerste Angriff auf Bocholt nieder, der in etwa 17 Minuten die Stadt in Trümmer legte.

Ein Mann, der in Lowick draußen vor seinem Haus arbeitete, erzählte - und mit ihm stimmen die Angaben anderer Leute überein -, dass die Flugzeuge zunächst die Richtung von Süden nach Norden beibehalten und den Eindruck erweckt hätten, als flögen sie an Bocholt vorbei. Plötzlich aber seien sie von Nordwesten her in einem scharfen Haken auf die Stadt zugeflogen. Die ersten Bomben fielen nahe der Stadtgrenze in Holtwick, die weiteren von dort südostwärts in das Stadtgebiet hinein; am Schendorn, an der Schlageterstraße, auf der Recke usw.

In breit ausholender Geschlossenheit, so erzählten die wenigen, die es außerhalb der Stadt beobachten konnten, seien die unheilbringenden Verbände durch den klaren Frühlingsmittag dahingeflogen, unangefochten beherrschten sie den Raum.

Über die Zahl der Flugzeuge konnte eine genaue Nachricht nicht eingeholt werden. Ans Zählen dachte wohl niemand; als die ersten Bomben fielen, suchten auch die Leute draußen außerhalb der Stadt Schutz und Deckung. Einige Zeit nach dem Angriff wurde von unterrichteter Seite (Mitarbeiter am ehemaligen Luftgaukommando Münster) bestätigt, dass mit 300 Flugzeugen die Zahl wohl richtig angenommen ist, denn nach den Erfahrungen der lelztvorhergehenden Wochen wurden die Nachmittagsangriffe von Verbänden der Royal Air Force ausgeführt, die meist in 10 Wellen zu je 30 Maschinen einflogen.

Fragte man in den Tagen nach dem Angriff Leute aus den Bauerschaften um Bocholt, wie sie den Angriff auf die Stadt erlebt hatten, hörte man immer wieder, „dass ein furchtbares Krachen und heftige Erschütterungen einsetzten und in wenigen Minuten von Bocholt nichts mehr zu sehen war." „Wir sahen, wie an allen Enden die Flammen hochschlugen. Nach kurzer Zeit lag vor uns nur noch ein übermächtiges Gebirge schwarzer Rauchwolken." Bewohner von Mussum berichten, dass sie immer wieder nach dem Josefs-Kirchturm Ausschau gehalten und beobachtet haben, wie aus den Öffnungen das Feuer herausbrach. Schon bald aber habe man vor Qualm und Rauch nichts mehr sehen können. „Unmittelbar nach den Detonationen stieg wie ein riesiger Pilz eine Rauchwolke hoch, die, immer dichter werdend, sich auf und um die Stadt legte." „Eine schwarze, undurchdringliche Rauchwolke stieg auf und hüllte alles ein. Man konnte den Georgs-Kirchturm, dieses Wahrzeichen von Bocholt, nicht mehr sehen." „Binnen ganz kurzer Zeit war die Stadt von Rauch verdeckt." Manche, die draußen außerhalb der Stadt waren, haben die ersten Minuten des Angriffs wie ein heraufziehendes Gewitter erlebt: schwere Erschütterungen, Dunkelheit brach herein, Fenster rammelten, Scheiben klirrten, Türen wurden vom Luftdruck herausgerissen. Im Gelände des Holtwicker Baches nördlich der Stadt hatten, wie schon berichtet wurde, viele Bocholter Schutz gesucht: „Wir haben uns auf den Boden lang hingeworfen, der in wellenartigen Erschütterungen erbebte. Staubwolken gingen hoch. Der Wind wehte Asche und immer wieder Asche zu uns herüber. Wir waren ganz verstaubt und verdreckt."

Und die Menschen, die noch in der Stadt bzw. in den Randgebieten in ihren Häusern waren, wie haben sie den Angriff erlebt oder, besser gesagt, durchlitten?

Wohl niemand wird und kann den Versuch wagen, auch nur in etwa zu schildern, was an Angst und Not in diesen 17 Minuten durchkostet, an Todesbereitschaft und verzichtender Hingabe aufgebracht wurde, was an junger, zum Leben drängender, das Leben bejahender Kraft sich durchrang. Es ist überhaupt nicht auszusprechen und zu beschreiben.

So sehr auch sorgendes und liebendes Bemühen ergründen möchte, wie die letzten Augenblicke der unter den Trümmern verschütteten Verwandten und Freunde gewesen sein mögen, man kann in diese letzte Not nicht eindringen, steht vielmehr schweigend vor ihr. Jeder hat sie anders, jeder einsam - mit dem Herrgott - durchlitten.

Bocholt 1945, die Innenstadt

Manche waren schon im Keller, manche noch oben in den Wohnungen, als die ersten Bomben fielen. Nachher wussten die Leute selbst nicht mehr, wie sie noch bis in den Keller gekommen waren. Man warf sich lang auf den Boden oder kauerte sich in die sicherste Ecke hinein. Die Kinder zuunterst, dann der eine über den anderen. Man wagte nicht, den Kopf zu heben, ständig darauf gefasst, dass im nächsten Augenblick von oben Mauerwerk oder Bomben hereinbrechen würden Das Licht ging aus. Türen flogen heraus. Der Luftdruck riss den Splitterschutz vor den Kellern weg. Staub wirbelte hoch. Aus den Kaminen quoll der Ruß in dicken Wolken.

Unheimlich war das Niedergleiten der Flugzeuge, das Pfeifen der Bomben, dann - Augenblicke angstvoller Stille - die Detonationen. Welle auf Welle rückte heran. Zur Ewigkeit wurden die Minuten. Die Kinder weinten und schrien, sie wussten nicht, was geschah. In lautem, heißem Beten machte sich die Todesangst der Menschen Luft. „Wenn es sein soll, Herrgott, ja! Aber dann kurz und gleich, nur nicht unter den Trümmern lebendig begraben werden oder elend verbrennen." Dazwischen wieder das Heulen der Bomben, das eigenartig rasselnde Aneinanderschlagen der Brandbomben! In der Nähe musste es brennen, denn man vernahm deutlich das Knistern und Prasseln des Feuers. Brandgeruch drang in den Keller ein. Immer wieder Detonationen. Man wusste nicht: Ist das furchtbare Geschehen nun vorbei, hält es noch an oder beginnt es gleich von neuem.

Langsam und vorsichtig wagte man den Weg ins Freie, um Ausschau zu halten. Wie furchtbar hatte sich in diesen wenigen Minuten das vertraute, liebgewordene Fleckchen Erde verändert, das noch kurz vorher in der hellen Frühlingssonne so friedlich dagelegen hatte. Lichterloh brannte in nächster Nähe das Kapuzinerkloster. Die Flammen schlugen hoch, ein heulender Feuerwind erhob sich. Auch die Nachbarhäuser standen in den Obergeschossen schon in Flammen. Die Bewohner eilten hinaus ins Freie, viele ohne etwas mitzunehmen. Nur erst heraus aus dem Feuer, heraus aus der Gefahr eines zweiten Angriffs! Andere griffen noch schnell, was noch gerade greifbar war, ohne in ihrer Verwirrung darauf zu achten, ob es ein notwendiges, wertvolles oder ein ganz belangloses Ding war. Nur heraus! Andere bewahrten Ruhe und nahmen das seit langem im Keller bereitgehaltene, so und so oft umgepackte Luftschutzgepäck mit, das alles für den Katastrophenfall Notwendige enthielt.

Die Fliehenden liefen querfeldein, man achtete nicht auf Wege, nicht auf bestelltes Ackerland, nur erst heraus. Im Gelände des Hemdener Weges und der Markgrafenstraße bewegte sich ein dichter Zug von verängstigten, fliehenden Menschen. Verdreckt und verstaubt, einige aus Verletzungen blutend, durch Ruß ganz unkenntlich gemacht, manche nur eine Tasche am Arm, andere mit Fahrrädern, die vorn und hinten bepackt waren, andere mit Bollerwagen oder Kinderwagen. Ein Mann zog im Bollerwagen seine verwundete, zu Tode verblutende Frau. Kinder suchten ihre Eltern, Eltern wussten nicht, wo die Kinder waren. Nur wenige nahmen sich in der allgemeinen Aufregung, in der Sorge um eigene Dinge, der alten und kranken Leute an, die sich nicht selbst helfen konnten. Zwischen den Fliehenden bahnten sich Militärautos, Lastwagen, Krankenwagen einen Weg zur Walderholung.

Im Sportfeld am Hünting machten viele vorerst Rast. Die Gräben, Erdlöcher und Höhlen, welche der Einsatzstab des Westfalenwalles dort zur Verteidigung der Stadt hatte anlegen lassen, boten einen gewissen Schutz, falls der Angriff sich wiederholen sollte. Man wollte erst einmal etwas ausruhen und abwarten, eventuell umkehren, um noch Sachen

zu bergen; man hatte ja das Haus einfach verlassen, obwohl der Brand gerade angefangen war. Andere zogen weiter in das Gehege der Walderholung. Dort erwartete man auch die erste Hilfe für die Verletzten. Wieder andere begaben sich zu Bekannten oder Verwandten in den Behelfsheimen am Hemdener Weg und an der Moddenborg oder suchten Schutz in den Moddenborg-Fichten bzw. in den Büschen weiter nach Hemden und Stenern hinein.

Wandte man unterwegs den Blick zurück, sah man die brennenden Häuser am Stadtrand. Fast gespensterhaft ragten die Ruinen des sogenannten D-Zuges empor, einer Häusergruppe an der Herold- und Dinxperloer Straße, von der fast nur noch die Kamine standen. Und dahinter die Stadt, von feurigem Qualm bedeckt. Am hellen Mittag trat eine abendliche Dunkelheit ein. Dicke schwarze Rauchwolken überzogen weithin den Frühlingshimmel. Dazwischen schwamm wie ein blutig roter Ball die Sonne. Immer noch kreisende Flugzeuge, heftige Detonationen.

„Der Anblick der total vernebelten und dann in ihren markanten Gebäuden lichterloh brennenden Stadt", so schrieb später ein Offizier der Flakbatterie, die Stellung hinter den letzten Häusern der Dinxperloer Straße, wohl am Efing, bezogen hatte und nun Zeuge der Katastrophe war, „wird mir ebenso unvergesslich sein, wie die anschließenden Fluchtströme der total verwirrten Bevölkerung heraus aus der Stadt. Mütterchen und Kinderwagen, Nonnen hoch auf einen Planwagen gepackt, völlig verdattert, Wagen, Autos, Pferde, Kühe, eine Völkerwanderung erschütternden Ausmaßes. Noch in der Nacht lohten die Brände und hielten die Menschenströme an." Man sah den Menschen an, was sie durchgemacht hatten. Angst und Not standen in ihren Gesichtern. Aus Rauch und Qualm kamen sie, ganz erschöpft. Die Bauern haben vielfach Kannen voll Milch an die Wege und Hoftore gesetzt, damit die Vorüberziehenden sich etwas erfrischen konnten.

Manche haben nach dem Angriff sogleich beherzt zugepackt, versucht, des Feuers noch Herr zu werden oder aus den Wohnungen noch Sachen, besonders Kleidung, zu retten. Es fehlte Wasser, es fehlte tatkräftige Hilfe, es fehlten die Männer. „Wir hätten noch manches retten können, aber wir waren ganz allein in dem Feuer, kein Mensch war ringsum zu sehen. Da kam eine schreckliche Angst über uns und wir sind, so schnell wir konnten, fortgelaufen." „Mit einem Mal kam eine lähmende Angst über mich, das Gefühl des Alleinseins, das Bewusstsein: Du schafft es doch nicht mehr. Da konnte ich es nicht mehr aushalten, ich bin fortgelaufen und habe alles im Stich gelassen."

So weit Berichte von Leuten, die den Angriff im nördlichen Randgebiet der Stadt mitgemacht haben.

Auf dem Befehlsstand im Gymnasium war soeben um 14 Uhr über die Schäden, welche die Angriffe des Vormittags verursacht hatten, von einem Polizeimeister Bericht gegeben worden. Als dieser um kurz nach 14 Uhr den Befehlsstand verließ, sah er am Eingang des Gymnasiums allerhand Leute aus den anliegenden Straßen auf das Gebäude zueilen, hastig, unruhig und mit Kellergepäck beladen. Er hörte sie von einem Angriff auf Bocholt reden und ging deshalb selbst zum Befehlsstand zurück, um sich nach den letzten Meldungen über die Luftlage zu erkundigen. Da ging das Heulen, Pfeifen und Krachen auch schon los. Im überfüllten öffentlichen Luftschutzkeller lautes Beten, Schreien der Frauen, Jammern der Kinder. Das Licht ging aus, Dunkel, Zugwind, klirrende Scheiben, rappelnde Türen, wieder Stille, in sie hinein von neuem, immer wieder von neuem das Heulen und Pfeifen der Bomben, dann die Detonationen! Das Gebäude begann zu schwanken. Durch einen Spalt des Splitterschutzes flog eine Brandbombe in den Raum. Starke Rauchentwicklung. Jemand sprang schnell hinzu und löschte sie mit Sand. Die Besetzung des Befehlsstandes hatte sich in die sicherste Ecke gedrückt. Dort lag Mann an Mann auf dem Boden, des Todes durch die einstürzenden Decken und Mauern gewärtig.

Bocholt 1945, Blick in die zerstörte Schanze

Nach dem Angriff suchte jeder möglichst schnell das Freie. Und der Anblick, der sich draußen bot: Fast schwarze Finsternis durch Rauch und Qualm, Staub und nochmals Qualm. An der Ecke Diepenbrockstraße/Nordstraße eine gewaltige Rauchentwicklung, die in dichten Wolken sich über den Platz legte. Brandbomben hatten einen Benzinbehälter getroffen. Auf dem Platz vor dem Ehrenmal, auf den Straßen im Langenbergpark die Lichter der Brandbomben, die wie gesät umherlagen. Eine grausige und doch imposante Illumination. Ein starker Feuersog bildete sich in der Umgebung des Gymnasiums mit Richtung auf die brennende Stadt. Furchtbar, ja fast sturmartig sei er gewesen.

Am Nordtor brannten alle Häuser lichterloh. Über die Nordstraße kamen noch einzelne Menschen herausgelaufen, die der Angriff in der Stadt überrascht hatte. Ganz verstört, verängstigt, verqualmt und schmutzig suchten sie einen Weg aus der Stadt, aus dem Feuer. Innerhalb von wenigen Minuten, so erzählten sie später, habe sich in der Stadt ein regelrechter Flächenbrand entwickelt, der eine furchtbare Hitze ausströmte. Das Pflaster sei so heiß gewesen, dass man kaum auftreten konnte. Nur in nasse Tücher und Decken eingeschlagen konnte man den Weg durch das Feuer und die Hitze wagen.

Vorn im Langenbergpark sammelten sich die Leute von der Nordstraße. Dann gings weiter zum Nordtor hinaus. An der Nordallee brannte links das Haus des Oberbürgermeisters, weiter die gegenüberliegenden Häuser, aber darüber hinaus waren kaum noch Bomben gefallen.

Es war gut, dass die Innenstadt beim Angriff fast von allen Bewohnern verlassen war: Im Ganzen gesehen, waren doch nur wenige zurückgeblieben. Für sie war es, soweit sie aus den Kellern oder Trümmern ihrer Häuser noch herauskommen konnten, schwer, durch Brandbomben und Feuersturm einen Weg aus der Stadt zu finden. Über Schutt und Trümmer, brennende Balken und glühende Drähte, durch die engen Straßen, an denen auf beiden Seiten die Häuser brannten, konnte man nur anfangs den Weg nehmen. Der Feuersog erstickte die Menschen, die Hitze versengte sie. Am Ostermarkt, in der Pollstiege und in anderen Straßen der Innenstadt fand man in den Tagen nach dem Angriff ganz zusammengeschrumpfte Leichen, wohl von Leuten, die auf der Flucht durch die brennenden Straßen erstickt waren.

Die Dietrichstraße, einer der Fluchtwege aus der Innenstadt, war schon bald nicht mehr zu passieren, denn von den brennenden Häusern stürzten Ziegel, Mauerteile, brennende Balken in dem Feuersturm auf die Straße. Hier musste der Fluchtweg durch den Nordwall und die rechts anliegenden Gärten zur Kurfürsten- und Herzogstraße genommen werden. Auch dort sah es böse aus. Die Häuser brannten lichterloh. Sprengbomben hatten das Gelände aufgewühlt. Die Anwohner der Burggrafenstraße erzählten von abgeworfenen Phosphorkanistern.

Einen elenden Tod fanden die Müllersleute der Wietholdschen Mühle am Ravarditor. Brandbomben und Phosphor drangen in den Keller des Hauses ein. Der Mühlenbesitzer und seine Frau kamen in dem Feuer um. Die beiden Töchter sprangen durch eine Kellertür, die auf den Mühlenkolk hinausging und vom Luftdruck losgerissen war, ins Wasser und retteten sich schwimmend in den Schleusenwall…

Bocholt 1945, Häuser an der Kaiser-Wilhelm-Straße

Der Marktplatz war mit Brandbomben übersät. Aus den Häusern rings um den Platz schlugen aus allen Fenstern die Flammen. Auch hier heulte ein richtiger Feuersturm, von dem man hin- und hergerissen wurde...

Diejenigen, welche dort [in der Polizeiwache an der Georgstraße] Schutz gesucht hatten, waren nach dem Angriff Zeugen eines ganz traurigen Schauspiels: wie die alte St.-Georg-Kirche, die fast 500 Jahre Herz der Stadt und Stolz ihrer Bürger war, vom Feuer ausgezehrt wurde...“

Einen ersten zusammenfassenden Überblick über die Größe des Angriffsgebietes und die Ausdehnung des Brandes konnte der Polizeimeister Tolksdorf geben, der unmittelbar nach dem Angriff vom Befehlsstand aus den Weg um die brennende Stadt machte. Auf dem Platz vor dem Gymnasium leuchteten die zahllosen Lichter der Brandbomben durch die Dunkelheit und den Rauch. Die weißen Schaumkronen der erloschenen Brandbomben sahen aus wie leuchtender Krokus auf dunklem Grund.

Die Häuser an der Herzogstraße standen alle in Flammen. An der Ecke Kurfürstenstraße/Herzogstraße begegnete er den ersten Toten des Angriffs. Rechts an der Recke und Schlageterstraße waren Minen oder Sprengbomben gefallen, die vorderen Häuser lagen in Trümmern, dahinter lichterlohe Brände. Links die in Feuerschein gehüllten Häuser der Burggrafenstraße, weiter herauf die gespensterhaften Ruinen des D-Zuges. An der Dinxperloer Straße sah es ganz böse aus, dort brannte an beiden Seiten ein Haus neben dem anderen, sowohl zur Stadtgrenze hinaus, wie in die Stadt hinein. Das Klarissenkloster stand in Flammen und fast alle Häuser in seiner Umgebung. Schaute man von hier aus auf die Felder und Weiden draußen, bot sich ein Bild wie im Frühling, wenn der Krokus blüht; überall in den

grünen Feldern die weißen Schaumkronen der erlöschenden Brandbomben.

Das Gebiet zwischen Dinxperloer Straße und Westend war schwer getroffen. Dort waren am Vormittag schon zahlreiche Bomben niedergegangen. Aber am Nachmittag war kaum durchzukommen. Feuer, Feuer und überall Feuer. Manche Häuser hätten noch gerettet werden können, wenn Wasser und beherzte Männer zur Stelle gewesen wären, als der Brand erst im Entstehen war. Andere Häuser waren nicht direkt getroffen, sondern fingen vom Nachbarhaus Feuer, sei es durch wehende Gardinen, durch den Funkenregen oder durch niederprasselnde Balken.

Am Anfang der Werther Straße, etwa bei Frentrops Fabrik, und im ersten Teil der Schwanenstraße hörte der Brand auf. Der städtische Schlachthof am Ende der Schwanenstraße hatte allerdings zahlreiche Brandbomben mitbekommen. Die Anlage brannte an acht Stellen. Durch das persönliche Bemühen des Direktors und seiner Leute, die überall die Brandbomben löschten, konnte es verhindert werden, dass das Feuer die Anlage vernichtete.

Furchtbar sah es an der Kreuzung Westend/Dinxperloer Straße aus. Am Filmtheater ‚Capitol' und am Mittelstandshaus dehnte sich ein großes Trümmerfeld aus. Und dahinter stand das Stadtinnere in einem furchtbaren Flächenbrand. Ein Eindringen in die Stadt war hier unmöglich. Das Stadtbild war an dieser Stelle so verändert, dass man es nicht wiedererkannte. Man wusste nicht mehr, wo man eigentlich war. Von Straßen konnte man gar nicht mehr sprechen, Schutt und nochmals Schutt. Tote lagen umher, halb verstümmelt, angebrannt, oder auch schon ganz zusammengeschrumpft.

Entlang der Straße der SA und weiter entlang der Hohenzollernstraße brannten die meisten Häuser. Über diese Linie hinaus war aber, im Ganzen gesehen, der Brand nicht vorgedrungen; das Kloster vom Guten Hirten war vom Angriff verschont geblieben. Dadurch war den zahlreichen Schwestern und Zöglingen das Heim erhalten und vielen Obdachlosen der Stadt eine Unterkunftsmöglichkeit gegeben. Die Josefs-Kirche erlitt nach den Angriffen der vorhergehenden Tage neuen, schweren Bombenschaden, Turm und Kirchendach brannten.

Wie weit der Angriff auf den südlichen Stadtteil sich ausgedehnt hat, konnte zunächst nicht festgestellt werden, denn hier waren die Brände von den Bombenabwürfen des Vormittags noch nicht gelöscht, als der neue Angriff einsetzte. Auch die Auswirkungen auf die Fabriken, gewerblichen Anlagen usw. waren noch gar nicht zu übersehen. Um vom Westend in das Stadtinnere zu gelangen, musste man über die Drießensche Weide, durch den Casino-Wall und die Schanze vordringen. Eine andere Möglichkeit bestand nicht. In diesem Gebiet verbreitete die brennende Lederfabrik Tangerding eine furchtbare Hitze. Das Casino, in dem lange Kriegslazarett und Krankensammelstelle untergebracht waren, hätte gerettet werden können, denn bei Meister Tolksdorfs Rundfahrt hatte erst das ein oder andere Krankenbett Feuer gefangen. Die Krankensammelstellen waren kurz vor dem 22. März von Bocholt verlegt worden. Daher waren Verwundete nicht mehr im Casino.

Durch den Südwall ging`s weiter um die brennende Stadt. In südöstlicher Richtung auf die Bismarckstraße, das Bahnhofsviertel und den Stadtteil Fildeken hin hatte der Angriff sich nicht ausgedehnt. Das Postamt hatte keinen Schaden erlitten. Die Belegschaft befand sich, soweit sie beim Angriff noch anwesend war, im Keller. Zwei Mitglieder verließen im letzten Augenblick das Gebäude und versuchten, nach Hause zu kommen. Einer von ihnen fand draußen den Tod.

An der Münsterstraße waren einzelne schwere Brände auf der nördlichen Straßenseite festzustellen, so die Fabrik Ludwig Schwartz und das schöne alte Haus Woord. Jenseits der Bahn brannte hin und wieder ein Wohnhaus. Das neue Gebäude der Kreuzbergschule hatte etliche Volltreffer bekommen, die bis zum Keller durchgeschlagen waren. Von denjenigen, die dort Schutz gesucht hatten, wurde einer unter den Trümmern begraben.

Im Osten hatte der Angriff, von einzelnen Brandstellen abgesehen, an der Eisenbahnlinie nach Münster Halt gemacht.

Weiter nach Norden zu, zwischen der Eisenbahnlinie und der Nordallee, brannte es in verschiedenen Straßenzügen, Ostwall, Viktoriastraße, Marienstraße usw. Außerdem lagen im Norden drei große Brandherde: das städtische Alters- und Jugendheim, das Kapuzinerkloster und die Wattefabrik Borgers

Soweit in großen Umrissen der erste Überblick über das Angriffsgebiet und die Ausdehnung des Brandes. Jeder, der innerhalb dieses Gebietes den Angriff mitgemacht hat, erlebte ihn auf seine persönliche Weise. Je mehr von diesen persönlichen Erlebnisberichten aneinandergereiht werden, desto umfassender, lebendiger und dem wirklichen Geschehen näherkommend wird das Bild...

Soweit die Zitate aus der Kriegschronik.

Quelle/Fotos: zur Verfügung gestellt von Georg Ketteler, Verein für Heimatpflege Bocholt

Die Tage vor dem „schwarzen Freitag“

75 Jahre Kriegsende

BORKEN. Bomben auf Borken. So viele wie nie zuvor. Die massiven Luft-Angriffe der Alliierten im März 1945 markierten das Ende des Zweiten Weltkrieges in der Region. Die BZ will heute und in den kommenden Tagen an dieses epochale Ereignis vor 75 Jahren erinnern.

Wie sind die Menschen damals mit Not und Leid umgegangen? Wo gab es Lichtblicke? Haben sie das Kriegende auch als Befreiung empfunden? In ihrer Rede an die Nation hat Bundeskanzlerin Angela Merkel am Mittwoch, 18. März gesagt, die Coronavirus-Pandemie sei die größte Herausforderung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Damals wie heute handelt es sich um eine absolute Ausnahmesituation. Lassen sich trotz aller Unterschiedlichkeit der Lebensumstände Parallelen entdecken, was Aufrechterhaltung, Gefährdung oder Wiederentdeckung des Gemeinwesens angeht? Das will die BZ-Redaktion gemeinsam mit Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, herausfinden. Auf unseren Zeitzeugen-Aufruf vor zwei Wochen gab es zahlreiche Antworten und Hinweise. Vielen Dank dafür! Unter den gegebenen Umständen werden wir die Zeitzeugen ausschließlich telefonisch oder per Mail kontaktieren.

Blick über die zerstörte Innenstadt Richtung Remigius-Kirche, die ohne Turmhaube dasteht

Der ganze März 1945 war geprägt von unablässigem Sirenenton. Voralarm, Vollalarm, Vorentwarnung wechselten mehrmals täglich. Rektor Tinnefeld hatte das als „Turmbeobachter“ in seiner „Alarmkladde“ minutiös festgehalten. Für den 20. März verzeichnete Tinnefeld drei Mal Vollalarm – von 9.45 bis 10.22 Uhr, von 11.14 bis 12.23 Uhr und von 17.58 bis 19.06 Uhr.

„Wir ergriffen die Hand der Mutter, schrieen vor Angst...“

„Am 21. März 1945 brach ein strahlend schöner, warmer Tag an. Frühlingsbeginn. An diesem Mittwochmorgen heulten schon zeitig die Sirenen.“ So hat es die Borkenerin Anni Gördes aufgeschrieben. Ihre Erinnerungen sind in dem Buch „Borken. Zerstörung und Wiederaufbau“ veröffentlicht, das der Heimatverein 1990 herausgab. Anni Gördes, damals zwölf Jahre alt, hatte mit ihrer Familie Schutz in einem Bunker gesucht. „Heulen und Pfeifen erfüllte die Luft, es folgten unaufhörlich Detonationen, auch in nächster Nähe. Wir ergriffen die Hand der Mutter, schrieen vor Angst und glaubten, unser letztes Stündlein habe geschlagen.“

Johann Budde beschrieb in seinen 1955 erschienenen Erinnerungen an das Kriegsende die Geschehnisse vom 21. und 22. März 1945 unter dem Titel: „Borken geht unter“. Die Schäden durch die Bombardements, hauptsächlich in der Innenstadt, seien verheerend. „Die Kirche jedoch blieb unversehrt“, notierte Budde. Am 22. März wich er mit Frau und Mutter von seinem Haus an der Kapellenstraße nach Marbeck aus. „Um ungefähr halb fünf wagten wir uns wieder nach Borken und fanden unser Haus unbeschädigt vor.“ Vor allen Dingen in der Stadtmitte waren schwere Schäden entstanden.

Auf den Donnerstag, 22. März 1945, folgte der 23. März. Laut Budde war es der „schwarze Freitag“. „Eine gewaltige Brandwolke stand seit den Mittagsstunden über der Stadt“, schrieb er auf. Es sollten die schlimmsten Bomben-Angriffe sein, in deren Folge ein Borkener Symbol der Hoffnung zerstört wurde: die Turmhaube von St. Remigius.

Quelle/Autor: Peter Berger in der Borkener Zeitung vom 20. März 2020 / Foto Schmitz / Dahm (Borken)

Kriegsende: Adolf Sühling sah den Kirchturm einstürzen

WESTENBORKEN. Adolf Sühling hat sein Leben niedergeschrieben. Doch der Senior erzählt auch gerne aus der vergangenen Zeit. Das Kriegsende erlebte er als Kind auf dem Hof seiner Eltern in Westenborken. Der BZ berichtet er von den Tagen.

„Im September 1944 wurde es das erste Mal ernst für mich“, erinnert sich Sühling. Er war dabei als Pferde vom Hof nach Marbeck zum Bahnhof gebracht wurden, wo sie verladen werden sollten. Acht englische Flieger näherten

sich dem Bahnhof und „schossen aus allen Rohren“, erinnert sich Sühling. „Wir suchten Deckung unter einer Brücke.“ Ab da sei ihm immer mulmig gewesen, wenn die Tiefflieger kamen. Am 23. März 1945 beobachtete Sühling aus sicherer Entfernung, wie der Kirchturm in Borken nach einem Bombenangriff einstürzte. „Für uns Kinder war das damals ein tolles Ereignis. Wir sind nach Hause gerannt und haben unseren Eltern davon erzählt“, berichtet Sühling. Warum die Eltern so betroffen waren, habe man als Kind nur schwer verstehen können.

„Die weiße Fahne blieb“

Am 28. März 1945 zogen die letzten deutschen Soldaten ab. „Die haben gesagt, nach ihnen sollen wir die weiße Fahne hissen“, so Sühling. Also nahm man weiße Bettlaken zur Hand, um sich den englischen Soldaten zu ergeben, die über die heutige Weseler Straße einrückten. Kurz drauf kam Westenborkens Bürgermeister Wilhelm Bölker und forderte, dass die Fahnen abgenommen werden sollten. Ein deutscher Leutnant habe ihn gezwungen, berichtete er. „Doch die weiße Fahne blieb“, erinnert sich Sühling. Für die Kinder war das damals schwer zu verstehen. „Wir haben deutsche Soldaten, die sich ergeben wollten als Feiglinge beschimpft, als die an unserem Hof vorbeiliefen“, erinnert er sich. „Waren wir Nazis? Wohl eher dumme Blagen“, meint Sühling heute. Als Kind sei der Krieg spannend gewesen. Lagen deutsche Panzer in angrenzenden Wäldern, um sie zu tarnen, sei man darauf geklettert und habe gespielt.

Adolf Sühling zeigt auf Reste des Westfalenwalls in Hoxfeld.

Gegen 17.45 Uhr seien am 28. März dann die ersten englischen Panzer in Sicht gekommen. Die Panzerfahrer rückten immer nur 100 Meter vor, schauten sich mit Ferngläsern um und fuhren erst dann weiter. Ein niederländischer Hof-Arbeiter habe sich darüber lustig gemacht, erinnert sich Sühling. Der habe gesagt: „Da hättet ihr mal den Einmarsch der Deutschen bei uns erleben müssen. Ruck zuck waren sie durch.“ Kurios: Von Westenborken brauchten die Engländer noch drei Tage bis sie auch Hoxfeld erreicht hatten. „Die Aa lag eben dazwischen. Das war ein Hindernis“, weiß der 86-Jährige.

„Meine erste Tafel Schokolade“

Die englischen Soldaten hätten stets ein korrektes Verhalten gezeigt, meint Sühling. Lediglich ein paar Obstbäume seien beim Rangieren von Panzern abgeknickt worden. „Und meine erste Tafel Schokolade habe ich auch englischen Soldaten zu verdanken“, erinnert sich Sühling mit leuchtenden Augen. „Sowas habe ich gar nicht gekannt.“ Bis zum Kriegsende arbeiteten vielen Gefangene und Internierte auf den Höfen, die dann aber nicht mehr dazu gezwungen wurden. Stattdessen kamen Arbeitskräfte aus dem Ruhrgebiet, in dem Hunger herrschte, aufs Land. Sühling erinnert sich auch an Menschen, die um Lebensmittel bettelten. Bis zu 30 Personen pro Tag seien gekommen.

Quelle/Autor/Foto: Stephan Werschkull in der Borkener Zeitung vom 23. März 2020

Als am 23. März 1945 der Turm von St. Remigius fiel

„Borken brennt“, sagte mein Vater

BORKEN. Als die Borkener Zeitung 1995 zum damals 50. Jahrestag des Kriegsendes um Zeitzeugenberichte bat, schrieb auch Hermann Leuker der Redaktion. Als Jugendlicher (Jahrgang 1928) hatte er erlebt, wie am 23. März 1945 der Kirchturm von St. Remigius fiel. Seine Frau Ursula von Oy-Leuker wies in der vergangenen Woche auf die Zuschrift hin, die wir hier in Auszügen nochmals veröffentlichen.

„Ich ging mit Vater einen Waldweg entlang zu einer Stelle am jetzigen Römerseeweg, von der aus man einen ungehinderten Blick auf Borken hatte. Dort trafen wir auf Propst Sievert, der auch bei Nienhoff-Hornefeld ein Zimmer bekommen hatte. (...) Der große Hof war bis auf die letzte Stallecke voll von Evakuierten und geretteter Habe. (...) Bei strahlendblauem Himmel glänzte am Horizont der Turm von St. Remigius, und über Borken sahen wir ganz deutlich die viermotorigen britischen Bomber heranfliegen. 3 – 6 – 9 – 12, in geordneten Staffeln schwenkten sie über Borken ein; der Lärm der Motoren ließ die Luft erzittern, und der Donner der detonierenden Sprengbomben verstärkte den Eindruck des grausigen Geschehens.

1945: Blick von der Mönkenstiege auf St. Remigius.

Nach dem Abdrehen der ersten Verbände zogen weitere im großen Bogen heran und entluden ganze Ladungen von Brandbomben. (...). Dichte Staub- und Rauchwolken hüllten eine ganze Weile die Stadt ein. „Borken brennt“, sagte mein Vater. Als sich die Brandwolken etwas verzogen, konnten wir sehen, wie die hellen Flammen aus dem Kirchturm von St. Remigius schlugen. Keiner sagte ein Wort. Als der Turm sich neigte und in sich zusammenfiel, sah ich, wie dem Propst die Tränen über die Wange liefen.“

Sie selbst, sagte Ursula von Oy-Leuker, könne sich noch daran erinnern, wie es sie geschaudert habe, durch die leeren Fensterhöhlen der zerstörten Kirche zu blicken. „Ein Kanonikus, der sich einen mühsamen Weg durch das höllische Labyrinth gebahnt hatte, konnte das Allerheiligste noch im letzten Augenblick aus dem brennenden Gotteshause bergen“, hieß es im August 1949 in der BZ, als in einer Artikel-Reihe erstmals Rückschau auf das Kriegsende in Borken gehalten wurde.

Quelle/Autor: Peter Berger in der Borkener Zeitung vom 23. März 2020
Foto Schmitz / Dahm (Borken), © Stadtarchiv Borken.

Vor 75 Jahren fielen Bomben auf das Dorf Erle

ERLE. Am Montag, 23. März, und Dienstag, 24. März, ist es 75 Jahre her, dass das Dorf Erle von den Alliierten bombardiert wurde. Der Heimatverein Erle möchte auf diesen Jahrestag aufmerksam machen und ruft zu einem stillen Gedenken auf. Der Verein verweist auf die Zeitzeugin Elisabeth Kuhlmann, geborene Pieper. Sie habe in ihrem Bericht in dem Buch „Erle 1945“ geschildert, als am 23. März 1945 kurz vor 11 Uhr Flugzeuge Spreng- und Brandbomben über Erle abwarfen, heißt es in einer Mitteilung.

Pieper schrieb: „An diesem Morgen war kein Luftalarm gegeben worden. Meine Schwester Luzie und ich hoben mit Hilfe von Franz und Lambert Langenhorst auf unserem Hof zwei Ein-Mann-Löcher aus. Es muss gegen elf Uhr gewesen sein – unsere Ein-Mann-Löcher waren gerade zur Hälfte fertig – als wir die Flugzeuge hörten. Gesehen haben wir die erst, als sie über dem Hof Kuhlmann-Telm waren.

„Ringsherum wurde es dunkel“

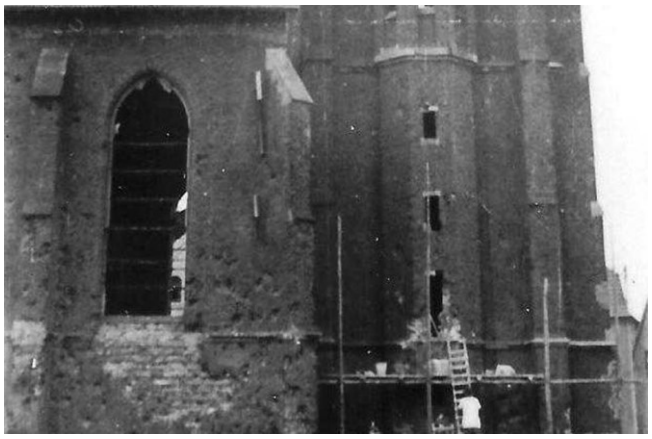
Lambert Langenhorst rief: „Die klinken aus.“ Mit dem gleichen Atemzug sprang er über den Hofzaun und suchte in einem Ein-Mann-Loch auf dem Nachbargrundstück Deckung. Franz und ich sprangen in das eine halbfertige Ein-Mann-Loch, meine Schwester in das andere. Luzie, die bei ihrem Sprung in das Loch von einem umherfliegenden Steinbrocken in den Rücken getroffen wurde, hat mir später erzählt, dass sie ein Geschwader von sechs Flugzeugen gezählt habe. Ich selbst hörte einen lauten Knall, dem mehrere Erschütterungen folgten. Ringsherum wurde es dunkel. Um uns herum flogen Steine, Holz- und Glassplitter. Der von der aufgewühlten Erde verursachte Staub war so dicht, dass man die Umgebung kaum noch erkennen konnte. Wir hörten unsere Mutter unsere Namen rufen. Sie kam aus dem Haus gestürmt. Keiner wusste, was passiert war.

Zusammen liefen wir dann in Richtung Kuhlmann-Telm, um uns in den dort angelegten Schutzgräben in Sicherheit zu bringen. Von dort aus sahen wir, wie Rauch aus dem Turm unserer Kirche drang. Erst jetzt wurde uns klar, dass die Flugzeuge unsere Kirche getroffen hatten. Wir liefen, als die Flugzeuge weg waren, ins Dorf. Aus der Kirche schlugen lichterloh die Flammen. In unserem Haus waren durch die Explosionen die meisten Fensterscheiben zerstört. Die Türen und Rollladen hingen schief in den Angeln.“ Viele Häuser im Ortskern seien getroffen und erheblich zerstört worden oder brannten aus, ebenso der Kirchturm, der im Laufe des Tages umkippte, heißt es weiter. In den folgenden Tagen sei es zu erneuten Bombenabwürfen und Tiefflliegerangriffen auch in den Bauerschaften gekommen.

„Der Krieg brachte Tod und Zerstörung“

Und: „Der Krieg, den Nazideutschland 1939 mit dem Überfall auf Polen gegen die Staaten Europas begonnen hatte, brach über Erle herein und brachte auch hier Tod und Zerstörung“, so der Heimatverein. Er erinnert an Bundespräsident Richard von Weizsäcker, der es in seiner viel beachteten Rede vom 8. Mai 1985 – 40 Jahre nach Kriegsende – so formulierte: „Während des Krieges hat das NS-Regime viele Völker gequält und geschändet. Am Ende blieb nur

noch ein Volk übrig, um gequält und geschändet zu werden: das eigene, das deutsche Volk. Die anderen Völker wurden zunächst Opfer eines von Deutschland ausgehenden Krieges, bevor wir selbst zu Opfern unseres eigenen Krieges wurden."



Die Aufnahme zeigt die zerstörte Erler St.-Silvester-Kirche beim Wiederaufbau im Jahre 1949.

Zu den Opfern der Bombenangriffe auf Erle zählten Hauptlehrer Fritz Sagemüller, Regina Henneböhl und Johanna Langenhorst sowie zwei russische Kriegsgefangene. In Erle seien bei den Bombardierungen und Tiefflieger-angriffen sowie bei den Gefechten beim Einmarsch der Alliierten am 28. März 35 Soldaten gefallen: 26 deutsche, sechs englische, zwei russische und ein Amerikaner. Einige davon sind auf dem Erler Friedhof beerdigt, so der Heimatverein. Doch nicht alle der in den 18 Soldatengräbern beerdigten Toten seien in Erle gefallen.

Der Heimatverein Erle spricht sich nachdrücklich für Respekt, Toleranz, Demokratie und Frieden aus.

Quelle/Autor: Heimatverein Erle in der Borkener Zeitung vom 23. März 2020 / Foto: Heimatverein Erle

Faszinierende Gefahr am Dülmener Weg

An das Kriegsende im März 1945 erinnert sich Zeitzeuge Heinrich Weddeling.

BORKEN. „Wir wollten als Jungs alles sehen", erinnert sich Heinrich Weddeling an den März 1945, als der Krieg in Borken zu Ende ging. Der 85-Jährige ist am Dülmener Weg groß geworden. Dort beobachteten er und seine Freunde die herannahenden Bomber der Alliierten. Im strahlenden Sonnenlicht hätten die abgeworfenen Bomben wie Perlenschnüre ausgesehen, so Weddeling.

Dass diese den Tod brachten, wusste der damals knapp Elfjährige. Natürlich war ihm die Gefahr bewusst, so dass er sich auf Geheiß seiner Mutter in den Luftschutzkeller – unter eine Hohlsteindecke – begab. Weddeling weiß um das Schicksal einer Familie ganz in der Nähe am Dülmener Weg. Ein Vater und drei Kinder im Alter zwischen acht und 13 Jahren seien am 4. März 1945 durch einen Bombenangriff getötet worden. „Es fielen in Borken durch Feindeinwirkung", mit diesen Worten wurden die Todesnachrichten vermeldet. Den Zeitungsausschnitt hat sich Weddeling aufbewahrt. Allein am 21. März 1945 kamen demnach 23 Einwohner ums Leben.

Er habe Glück gehabt, weil er mit seiner Familie von Mitte bis Ende März 1945 bei Verwandten auf dem Hof Weddeling-Gerding in Krückling Unterschlupf gefunden hatte. Dort hatten auch deutsche Soldaten auf ihrem Rückzug Zwischenstation gemacht. Noch heute befinde sich neben dem Hofkreuz ein Gedenkstein eines Soldaten, der genau an der Stelle bestattet wurde. Die ersten Tage nach dem Ende der Nazi-Zeit waren zugleich Ostern. Im Weddeling'schen Haus am Dülmener Weg hätten vorübergehend englische Soldaten Quartier bezogen. „Wir sind aufs Dach gestiegen und haben die Pfannen gerade gerückt", sagt Weddeling.

Heinrich Weddeling (85)

Quelle/Autor/Foto: Peter Berger in der Borkener Zeitung vom 24. März 2020

Was war los am 25. März 1945 in Maria Veen?

REKEN / MARIA VEEN. Der Buchautor (Reken 1900 – 1945) und frühere Geschichtslehrer Ulrich Hengemühle hat Nachforschungen zu Zwangsarbeitern angestellt, die zwischen 1939 und 1945 nach Reken gebracht worden waren. Dabei stieß er auf Ungereimtheiten, die die Sterbedaten von mindestens zehn Bürgern der damaligen UdSSR betreffen. Hengemühle wirft die Frage auf: Was war los am 25. März 1945 in Maria Veen, Middelbauerschaft 35?

Hengemühle schreibt, dass zwischen Oktober 1939 und März 1945 insgesamt mindestens 300 Menschen aus unterschiedlichen Ländern auf dem Gebiet des damaligen Amtes Heiden-Reken zur Zwangsarbeit verpflichtet worden waren. „Mindestens 40 von ihnen haben das nicht überlebt“, so Hengemühle.

Marsch nach Reken

Der Autor bezieht sich auf eine Mitteilung des damaligen Amtsdirektors Fritz Letsch. Das Dokument liegt der BZ vor. Demnach waren mehrere hunderte Menschen – Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter – am 24. März 1945 von Borken über Heiden nach Reken marschiert. Sie seien von deutschen Soldaten begleitet worden, heißt es. Zwei Menschen seien bei dem Transport umgekommen. Laut Letsch war einer von ihnen von einem Wehrmachtsfahrzeug angefahren worden. Er sei seinen Verletzungen erlegen. Der andere Mann soll den Transport aufgrund von Erschöpfung nicht überlebt haben.

Im Benediktushof befand sich ab Ostern 1945 ein Lazarett der US-Armee. Es handelt sich bei dem Foto um eine Ansichtskarte von 1940.

Ulrich Hengemühle ist sich sicher, dass zehn weitere Zwangsarbeiter am 25. März 1945 in Maria Veen, Middelbauerschaft 35, ums Leben gekommen waren. „Die Sterbedaten sind aber nachträglich in den Jahren 1949 und 1950 vom Standesamt oder von Herrn Letsch „verlegt“ worden“, schreibt der Autor. Das habe ein Vergleich mehrerer Dokumente aus den Arolsen Archives (Internationales Zentrum über NS-Verfolgung) zweifelsfrei belegt, so Hengemühle. Ein Fachmann der Arolsen Archives habe dies zudem bestätigt. „Diese Dokumente und der Vergleich liegen im Heimatarchiv Reken vor.“

Sterbelisten verglichen

Hengemühle recherchierte anhand eines Vergleichs von Sterbelisten, dass die Todesdaten der zehn am 25. März 1945 umgekommenen Zwangsarbeiter auf nach den 29. März 1945 verlegt worden waren. Erst ab dem 29. März war Reken von den Alliierten besetzt. Hengemühle schließt nicht aus, dass mit der Verlegung der Sterbedaten möglicherweise eine deutsche Verantwortung am Tod der Zwangsarbeiter geleugnet werden sollte. Als Ort des Ablebens sei nachträglich das „Lazarett der amerikanischen Armee“ (Letsch) im Benediktushof angegeben worden, berichtet der ehemalige Geschichtslehrer.

Quelle/Autor: Tim Schulze in der Borkener Zeitung vom 25. März 2020 / Foto: Pressedienst

Die Panzer rollten am Acker vorbei

BORKEN. Fast unspektakulär war das Kriegsende, das Wilhelmine Boes als damals 16-Jährige bei der Feldarbeit erlebte. Im Rahmen der BZ-Serie „75 Jahre Kriegsende“ hat die heute 91-Jährige mit BZ-Redakteur Markus Schönherr über ihre Erinnerungen gesprochen.

An die Bombardierungen Borkens im Zweiten Weltkrieg kann sich Wilhelmine Boes gut erinnern. „Wir hatten zu Hause einen kleinen Bunker im Hof“, sagt die 91-jährige gebürtige Gemenwirtherin. Wenn die Sirenen heulten, suchten alle Schutz darin. Manchmal gab es direkt nach der Entwarnung den nächsten Alarm. Weite Teile der Borkener Innenstadt wurden in diesen Stunden zerstört.

Fast unspektakulär war dagegen das Kriegsende, das die damals 16-Jährige bei der Feldarbeit erlebte. „Wir haben gerade Kartoffeln gepflanzt“, erinnert sich Wilhelmine Boes. Da sah sie die Engländer, die in Panzern und Autos vorbeifuhren. Das war eigentlich schon alles. „Wir hatten weiter nichts mit ihnen zu tun.“

Plünderungen auf den Höfen

Die Feldarbeit machte die junge Gemenwirtherin damals, weil die Handelsschule in Bocholt, die sie eigentlich besuchte, zerstört war. Ein „landwirtschaftliches Jahr“ absolvierte sie stattdessen. Als der Krieg vorbei war, erlebte sie auch Plünderungen auf den Borkener Höfen. Russische Gefangene, die bei deutschen Bauern arbeiten mussten, waren seit dem Einmarsch der Alliierten frei. Diejenigen, die schlecht behandelt worden waren, zahlten es den Bauern heim. Wilhelmine Boes erinnert sich, dass eine Bauerstochter ihre gesamte Aussteuer in einem Brunnen wiederfand.

Ein halbes Jahr arbeitete Wilhelmine Boes noch weiter in der Landwirtschaft. Dann absolvierte sie eine Lehre in einem Lebensmittelgeschäft. Fast 50 Jahre lang hatte sie danach ihr eigenes Geschäft in Borken. Vier Kinder, sechs Enkel und zwei Urenkel hat die 91-Jährige. Wenn sie von der Zeit des Zweiten Weltkrieges erzählt, können ihre Zuhörer das alles kaum glauben. Für Wilhelmine Boes sind die Ereignisse, „als ob es gerade erst geschehen ist“.

Wilhelmine Boes (91) erinnert sich an die Geschehnisse zum Kriegsende noch gut.

Quelle/Autor: Markus Schönherr in der Borkener Zeitung vom 26. März 2020 / Foto: privat

Plötzlich steht ein Soldat im Haus

WESTENBORKEN. Vor 75 Jahren ging der Zweite Weltkrieg zu Ende. In einer BZ-Serie berichten Zeitzeugen, wie sie das Kriegsende erlebt haben. Hier berichtet Agnes Heggemann von dem Tag, an dem plötzlich ein englischer Soldat im Haus stand. Die 93-jährige Agnes Heggemann ist auf dem Hof Bauhaus-Welsing in Westenborken aufgewachsen. Ihre Erinnerungen an das Ende des Zweiten Weltkriegs hat sie dem Borkener Rudolf Koormann geschildert, der das Erzählte im folgenden Text zusammenfasst:

Durstiger Soldat

Es war an einem Sonntagnachmittag, als Agnes Heggemann allein im Haus war. Plötzlich stand ein englischer Soldat vor ihr, der in seiner Sprache um etwas zu bitten schien. Als die damals 18-Jährige, des Englischen selbst nicht mächtig, dann doch verstanden hatte, dass es um eine Tasse Milch ging, handelte sie rasch, und die Bitte des Soldaten war erfüllt. Und schließlich verstand sie auch bei all dem sprachlichen Hin und Her seine Frage, ob er wegen einer Tasse Milch nochmals wiederkommen dürfe.

Am Abend fragte Agnes Heggemanns Mutter ihre Tochter, ob es stimme, dass ein englischer Soldat auf dem Hof gewesen sei. „Ja, es stimmt, er hat um eine Tasse Milch gebeten, und er wird wegen einer Tasse Milch wiederkommen.“ „Dann komm mal mit mir“, war die Reaktion der Mutter. Beide gingen in die Wohnküche, und wer stand dort? Der englische Soldat, in der Hand eine Tafel Schokolade, die für Agnes Heggemann bestimmt und angesichts der Umstände – Kriegsende, Besatzungssoldaten und dergleichen – für sie etwas ganz Besonderes war. Es stellte sich heraus, dass der Soldat zu einem Besatzungstrupp gehörte, der in der alten Pröbsting’schen Ziegelei untergebracht war. Seine Kameraden würden zu viel Alkohol trinken, begründete er seinen Besuch auf dem Hof. Er halte es lieber mit Milch. Und die bekam er während seiner weiteren Besuche auf dem Hof noch öfter.

Gut in Erinnerung geblieben ist Agnes Heggemann, dass der Soldat sich für alle landwirtschaftlichen Arbeiten auf dem Hof interessierte. Deshalb hat sie damals vermutet, dass er selbst aus der Landwirtschaft kam. Er sei gut 30 Jahre alt gewesen und habe keine Allüren eines Besatzers an sich gehabt. Es habe ihr leid getan, nicht englisch sprechen zu können, um ihn dieses und jenes zu fragen. Als der Soldatentrupp von der Ziegelei abgezogen wurde, gelang es dem jungen Engländer, noch einmal auf den Hof zu kommen und sich von der Familie zu verabschieden. Er sagte nur, dass sein Trupp wegmüsse, rückte aber nicht damit heraus, wohin.

Von den Bombenabwürfen über Borken im März 1945 bekamen die Bewohner auf dem Loo, so der uralte Name der ländlichen Siedlung entlang der ehemaligen B67, wo auch der Hof Baumann-Welsing liegt, nichts mit. Man habe von dort nicht bis Borken sehen können, da eine kleine nach Osten hin ansteigende Bodenwelle die Sicht versperrt

habe. Einzig den Wasserturm an der Weseler Landstraße habe man sehen können. Er habe eine „Rundumleuchte“ gehabt, deren Strahlen sie für Blitze gehalten habe. Nach dem Bombardement habe der Turm keine Strahlen mehr ausgeschickt, und sie habe auch keine Angst mehr vor „den Blitzen“ gehabt.

Passierschein für den Gang zum Arzt

Am Ende des Krieges war Agnes Heggemanns Schwägerin hoch schwanger, und die Familie machte sich Sorgen, wie sie im Falle der Niederkunft den Arzt Dr. August Mensinck benachrichtigen sollte. Der aber hatte rechtzeitig eine Bescheinigung ausgestellt, mit der man die englischen Kontrollposten würde passieren können. Als es dann irgendwann mitten in der Nacht „ernst“ wurde, machte sich Agnes Heggemann trotz des nächtlichen Ausgangsverbots mit einem Freund der Familie auf den Weg nach Borken. Der Weg führte über die Bocholter Straße, die Brinkstraße, die Wilbecke und die damalige Remigiusstraße bis zur Villa Bierbaum, wo sie nach rechts auf die Straße nach Heiden abbiegen mussten, um zum Haus von Dr. Mensinck zu gelangen. Zweimal waren sie bereits angehalten und kontrolliert worden. Jedes Mal gab es einen „Auflauf“ von Soldaten, die nach dem Grund des Unterwegseins fragten.

Bei der letzten Kontrollstelle schrieb schließlich ein englischer Offizier einen zusätzlichen Passierschein aus, in englischer Sprache versteht sich. Bis zum Haus von Dr. Mensinck wurde der nicht mehr gebraucht, aber für den Rückweg erwies er sich als sehr nützlich.

Quelle/Autor: Markus Schönherr in der Borkener Zeitung vom 27. März 2020

„Die Ereignisse überschlugen sich“

Heimatverein Raesfeld erinnert an der Kriegsende vor 75 Jahren

RAESFELD. Der 28. März 1945 ist für die Gemeinde Raesfeld ein besonderes Datum: Nach der Landung der westlichen Alliierten bei Wesel rückten die Truppen auf Raesfeld vor. An dem Tag haben britische Truppen den Ort besetzt.

Vor 75 Jahren, in den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs, haben sich auch in Raesfeld und im westlichen Münsterland die Ereignisse überschlagen. Richard Sühling, der langjährige Vorsitzende des Raesfelder Heimatvereins, hat die Entwicklung in drei Blöcke aufgeteilt. Die Tage bis zum 23. März 1945, jene vom 24. März, dem Tag der Luftlandung der westlichen Alliierten bei Wesel, bis zum 28. März, als Raesfeld von britischen Truppen besetzt wurde. Der dritte Abschnitt umfasst die Zeit danach, als der Ort an einer wichtigen Versorgungsroute für den Nachschub an Material und Truppen in das noch umkämpfte Deutschland gelegen habe. Die erste Phase sei durch die totale Luftüberlegenheit der westlichen Alliierten geprägt gewesen. Schwerpunkt der Angriffe waren Eisenbahnknotenpunkte, Gleisanlagen, Straßenkreuzungen und Fahrzeuge. Auch Bauern und Hilfskräfte, die mit ihren Pferden die Felder bestellten, seien Ziele gewesen.

Ein ununterbrochener Strom von alliiertem Nachschub quälte sich durch den Ort. Das Foto vom Imperial War Museum London vom 30. März 1945 hängt im Museum des Heimatvereins. Es zeigt die Weseler Straße mit einer Kolonne von Militärfahrzeugen. Das Haus auf der rechten Seite steht noch.

Alliierte hatten die Lufthoheit

Sühling verweist auf einen Bericht von Adalbert Friedrich, der dazu in seinem Buch „Jahre, die man nicht vergisst“ schrieb: „In den letzten Tagen des März 1945 überschlugen sich die Ereignisse.“ Tagsüber hätten die Jagdbomber die Lufthoheit gehabt. In großer Höhe seien Tag und Nacht über Raesfeld die alliierten Geschwader hinweggeflogen. „Jetzt kam der Luftkrieg endgültig nach Raesfeld, wo es einerseits die einheimischen Bürger traf und andererseits auch Wehrmachtsstäbe, die mit ihrem Tross und Material einquartiert waren“, so Friedrich.

Am Morgen des 20. März erschreckte ein Jagdbomberverband die Bewohner. Zwei Sprengbomben hinterließen Schäden, bei deren Beseitigung auch Soldaten der Wehrmacht halfen. Immer wieder hätten Tiefflieger die Bevölkerung geängstigt, die sich mit Bunkern, in Kellern, die sie mit Balken abgestützt hatten, und mit Einmannlöchern auf

die Bedrohung vorbereitet hatte. Am 22. März erfolgte ein gezielter Angriff auf das Dorf. Neben vier Raesfeldern starben auch einige Soldaten. Danach habe sich das Dorf geleert. Die Leute zogen mit dem Nötigsten auf umliegende Bauernhöfe in der Umgebung.

Westliches Münsterland wird zum Kampfgebiet

Mit der Luftlandung der westlichen Alliierten bei Wesel am 24. März sei das westliche Münsterland zum Kampfgebiet geworden. Alle Reserven seien an die Niederrheinfront abkommandiert worden, heißt es. Um den Nachschub zu stören, verstärkten die Alliierten die Angriffe. Der zunächst noch ferne Gefechtslärm sei aus Richtung Wesel immer näher nach Raesfeld gerückt, wo sich die Menschen nur noch in Bunkern und Kellern aufhielten.

Laufend brachten Sanitätswagen, von Wesel kommend, verwundete deutsche und einige englische Soldaten in das im Schloss Raesfeld eingerichtete Lazarett. Ein Höchstmaß an Verwirrung habe der 28. März gebracht. In den heimatkundlichen Blättern haben mehrere Zeitzeugen ihre Erinnerungen festgehalten, als die Alliierten in den Ort einrückten. „Wir waren froh, dass sie endlich da waren und der wahnsinnige Krieg mit seinem Terror für uns ein Ende hatte“, heißt es in einem der Berichte.

Raesfeld war besetzt und wurde von den Briten verwaltet. Ausgangssperren für die Zivilbevölkerung regelten das Leben. Die tägliche Sorge um das eigene Leben habe ein Ende gehabt, aber an allen Fronten sei bis zum Waffenstillstand am 8. Mai gekämpft und gestorben worden. Auch Soldaten aus Raesfeld fielen noch an der Süd-, Ost- und Westfront. Und es blieb die Sorge um Vermisste und Kriegsgefangene.

Quelle/Autor/Foto: Heimatverein Raesfeld in der Borkener Zeitung vom 27. März 2020

Als Borken befreit wurde

BORKEN. Im Rahmen unserer Serie „75 Jahre Kriegsende“ berichtet Dr. Norbert Fasse, Historiker und Leiter des Stadtarchivs Borken, über die Tage, als Borken befreit wurde.

Nach Artilleriebeschuss drangen am Abend des 28. März 1945 die ersten britischen Panzer in das Stadtgebiet Borkens vor. Die letzten Wehrmachtssoldaten hatten sich im Laufe des Nachmittags abgesetzt, zumal der zuständige Kampfkommandant schon drei Tage zuvor entschieden hatte, dass die Stadt nicht verteidigt werde. Am Morgen des 29. März (Gründonnerstag) besetzten die Briten die Stadt vollständig und machten dem Krieg und der nationalsozialistischen Herrschaft in Borken ein definitives Ende. Auch Gemen, Weseke, Marbeck und Burlo wurden in diesen beiden dramatischen Tagen von britischen, amerikanischen und kanadischen Einheiten befreit. Damit gingen lange Monate zu Ende, in denen der „totale Krieg“ das Land seiner Verursacher und auch den Kreis Borken immer stärker heimgesucht hatte.

„Schanzarbeiter“

Schon im Herbst 1944 war der Raum Borken zum Hinterland der Front geworden. Wehrmachtslazarette waren unter anderem in die Schlösser Gemen, Raesfeld und Velen verlegt worden. Unter dem Kommando des NSDAP-Gauleiters Westfalen-Nord, des Kreisleiters Borken-Bocholt, der Organisation Todt und Pionierstäben der Wehrmacht wurde seit Oktober eine letztlich wertlose Verteidigungslinie angelegt, die sich als „Westfalenwall“ von Rees über Bocholt, Borken, Südlohn und Stadtlohn weiter Richtung Norden erstrecken sollte. Als „Schanzarbeiter“ wurden ausländische Zwangsarbeiter, auswärtige Gruppen der Hitlerjugend, einheimische Schüler und Zivilisten und der neugebildete Volkssturm herangezogen, um bis in den März 1945 hinein Panzergräben, Granatwerferstellungen, bewegliche Straßensperren und Laufgräben anzulegen. In den Kleinstädten des Achterhoeks wurden Niederländer mit Hilfe von Razzien und Geiselnahmen brutal zur Schanzarbeit gepresst.

Englische Infanteristen besetzten Ende März 1945 den Ortskern von Weseke.

Zerstörte Ortskerne

Neben den einheimischen Zivilisten waren fortan auch Tausende von Arbeitskräften, die in Schulen und Gastwirtschaften übernachteten, den alliierten Tiefffliegern ausgesetzt, die zur Unterbindung deutscher Nachschubwege immer stärker Bahnlinien, Züge und Straßenfahrzeuge angriffen. So manche – auch Jugendliche – fielen ihnen im Raum Borken zum Opfer.
Im Februar bereiteten die Alliierten im Raum Wesel die Überquerung des Rheins vor. Weil sie die Widerstandsbereitschaft von Wehrmacht und Bevölkerung überschätzten, weitere eigene Verluste niedrig halten und die deutsche Bevölkerung und Führung demoralisieren wollten, flogen britische und amerikanische Bomberverbände zwischen dem 11. und 23. März rechts des Rheins schwere Angriffe. Ins Visier gerieten Bahnhöfe und vermutete Truppenansammlungen. Die Ortskerne von Anholt, Bocholt, Borken, Groß-Reken, Südlohn, Stadtlohn, Vreden, Ahaus, Coesfeld und Dülmen wurden zerstört.

Schutz in den Bauerschaften suchen

Für die verbliebene Zivilbevölkerung kam es in diesen Tagen entscheidend darauf an, rechtzeitig ins ländliche Umland ausweichen zu können. In Bocholt hatte der Oberbürgermeister offenbar mit Einverständnis des NSDAP-Kreisleiters bereits Anfang März an Frauen und Kinder appelliert, sich nach Ostwestfalen evakuieren zu lassen. Mit Unterstützung des Borkener Landrates Dr. Cremerius wurden die meisten von ihnen in kleinen Nachbargemeinden einquartiert. Auch die Borkener Bevölkerung forderte der Landrat offenbar auf, die Stadt zu verlassen und in den Bauerschaften Schutz zu suchen.

Schwere Bombentreffer

Gemen und Weseke erlitten am 18. und 22. März schwere Bombentreffer, die Stadt Borken wurde verstärkt seit dem 13. März angegriffen. Insbesondere die Bombardements vom 21. bis 23. März waren massiv, sie zerstörten den Stadtkern schließlich zu 90 Prozent und verwandelten ihn in eine Trümmerwüste. Allein im März kamen im damaligen Stadtgebiet noch über 70 Menschen ums Leben. Ungezählt blieben ganz offenbar mehrere getötete russische und italienische Zwangsarbeiter, die in Lagern in Borken und Gemen kaserniert und zur Wiederherrichtung zerstörter Gleisanlagen und Brücken und zur Trümmerräumung eingesetzt worden waren, aber keine Luftschutzkeller aufsuchen durften.

Quelle/Autor: Dr. Norbert Fasse in der Borkener Zeitung vom 28. März 2020 / Foto: Aus dem Buch „fünf vor null“

In Lebensgefahr, als der Krieg schon vorbei war

BURLO. Der Zweite Weltkrieg war eigentlich schon vorbei, als für Hermann Jakob Südholt die Gefahr am größten wurde. Es sei ein Wunder passiert an jenem Ostersamstag des Jahres 1945, sagt der heute 91-Jährige. „Es war meine Auferstehung ohne Himmelfahrt.“ Tags zuvor waren die Alliierten nach Burlo gekommen. Ahornblätter erkannte der damals 16-Jährige auf den Ärmeln einiger Soldaten. Kanadier waren es also. Aber auch Belgier und Soldaten anderer Nationen waren dabei. Am Samstagmorgen zogen sie bewaffnet durch den Ort und holten etwa 50, 60 Männer aus den Häusern. Auch Hermann Südholt gehörte dazu. Dass seine Mutter rief: „Er ist noch ein Junge“, interessierte die Soldaten nicht.

Ein englischer Offizier sei ermordet worden, erfuhren die Männer aus Burlo. Die Soldaten suchten den Mörder. Fünf Männer zogen sie aus der Menge, um sie mit vorgehaltener Pistole zu verhören. Warum auch er dazu gehörte, weiß Hermann Südholt bis heute nicht. Für ihn war es eine Geiselnahme, um aus den Burloern die Wahrheit herauszupressen. Die Verhöre verliefen ergebnislos. „Dann wurden wir auf einen Lkw geschmissen und abtransportiert“, erinnert sich der Burloer. „Durch das lichterloh brennende Bocholt sind wir gejagt.“ Das Ziel: Wesel. Dort holten sich die Soldaten die Genehmigung, die sie brauchten, um die fünf Gefangenen aus Burlo hinzurichten. „Passierschein für die Ewigkeit“ nennt Südholt das Dokument.

Dr. Hermann Jakob Südholt

In einem Waldstück bei Burlo sollten die fünf Gefangenen erschossen werden. Die Augenbinde, die ihm angelegt werden sollte, lehnte Südholt ab. Jedem Gefangenen war schon ein Soldat zugeteilt worden, der den Schuss abgeben sollte. Da wurde es unruhig. Ein Schulfreund von Südholt, der sich ebenfalls unter den Gefangenen befand, rannte davon. Tatsächlich gelang ihm die Flucht. Viel später er-

fuhr Südholt, dass es der Geflohene bis Cuxhaven schaffte und Seefahrer wurde. Vier Gefangene blieben zurück. Aber auch sie hatten Glück. Ein weiterer Soldat kam in das Wäldchen und machte eine Meldung. Die Hinrichtung wurde abgebrochen.

Am Ostersonntag wieder zu Hause

In einem alten Zollhaus verbrachten die Gefangenen die Nacht. Südholt erinnert sich noch an die Badewanne, die in dem überfluteten Keller schwamm. Er legte sich hinein und schlief vor Erschöpfung sofort ein. Später bekam er mit, wie zwei Mitgefangene mit Wachen davongingen. Sie führten die Soldaten zu einem in Burlo lebenden Mann, den sie in dieser Sache vernehmen sollten – mit dem Ergebnis, dass der Mann sofort verhaftet wurde. Damit hatten die Alliierten ihren Tatverdächtigen. Die vier Gefangenen kamen frei. „Am Ostersonntag waren wir wieder zu Hause“, sagt Hermann Südholt. Am morgigen Mittwoch ist seine Freilassung genau 75 Jahre her. Auch der vermeintliche Täter hat überlebt. Ein Jahr nach den Ereignissen sah Südholt ihn in Burlo wieder.

Quelle/Autor/Foto: Markus Schönherr in der Borkener Zeitung vom 31. März 2020

Als die „Päperbüsse“ in Flammen aufgeht

Erinnerungen an den Bombenangriff der Alliierten vor 75 Jahren

BOCHOLT. Am Vormittag des 22. März 1945 – am Sonntag vor 75 Jahren – löst in Bocholt eine Luftwarnung die andere ab. Im Süden fallen ab 8.30 Uhr Bomben, im Fildeken, im Westen... Bis kurz vor 14 Uhr dauern die Tiefflliegerangriffe. Plötzlich ist es still. Zehn Minuten Ruhe. Dann der Großangriff, der die Stadt in etwa 17 Minuten in Trümmer legt.

Auch die alte St.-Georg-Kirche, „die fast 500 Jahre Herz der Stadt und Stolz ihrer Bürger war“, wird vom Feuer ausgezehrt, wie die damalige Stadtarchivarin Dr. Elisabeth Bröker in der Bocholter Stadtchronik schreibt.

Kreuz und Hahn fallen

Der kunstvoll gebaute Dachstuhl brennt lichterloh. Der barocke Turmhelm, den die Bocholter liebevoll „Päperbüsse“ (Pfefferbüchse) nennen und als Wahrzeichen ihrer Heimat sehen, steht um 15.30 Uhr noch – zumindest nach außen hin. Kreuz und Hahn seien aber schon heruntergestürzt und auch die Zifferblätter der Turmuhr seien kurz nach 15 Uhr abgerissen. So sagten es die Leute, die es gesehen haben, schreibt Bröker in der Stadtchronik.

Der alte Turm der Georgskirche, den die Bocholter „Päperbüsse“ nannten.

In der Spitze des Kirchturms glüht und brennt es. Aus allen Fugen und Spalten des Schieferdaches dringt Qualm. Kurz vor 16 Uhr platzt das Turmdach auseinander, die Flammen schlagen hoch aus dem Turm heraus. Die abstürzenden Glocken haben schon das Gewölbe des Turmmassivs durchschlagen. Langsam, wie ein Sarg in die Gruft hinabgelassen wird, sinkt dann das brennende und glühende Turmgerüst hinab.

Die St.-Georg-Kirche nach der Bombardierung Bocholts am 22. März 1945

Eindringlich schildert Bröker, wie die Georgskirche und fast die ganze Stadt an diesem Märztag zerstört wird. „In der Umgebung der Kirche brannten alle Häuser. Flammen, Flammen und nochmals Flammen“, ist in der Stadtchronik

zu lesen. Etwa 600 britische Flieger haben damals rund 2000 Luftminen und Sprengbomben sowie 200.000 Brandbomben auf Bocholt fallen lassen. 341 Menschen kamen nach offiziellen Angaben an diesem und den nächsten beiden Tagen ums Leben.

Zum Gedenken an diese Zerstörung läuten jedes Jahr am 22. März von 14 bis 15 Uhr die Glocken von St. Georg. Oberstadtdirektor Ludwig Kayser hatte 1948 die Idee, um den Tag, als „Bocholt in Flammen aufging“, traditionell zu begehen. Auch in diesem Jahr werden die Georgs-Glocken wieder zu hören sein. Nur die Friedensandacht, die seit 1995 auf Anregung von Pfarrer Rudi Gehrmann dazu gehalten wurde, fällt diesmal wegen der Corona-Krise aus.

1948 wächst in der ausgebrannten und zerstörten Georgskirche das Gras.

Passagen aus der städtischen Kriegschronik werden in dieser Andacht normalerweise vorgetragen. Bürgermeister und andere Vertreter der Stadt, Politiker und weitere namhafte Persönlichkeiten aus Bocholt treffen sich dazu in der St.-Georg-Kirche. Doch die ist nun – wie andere Gotteshäuser auch – geschlossen. Alle Bocholter Kirchen würden aber ab 14 Uhr eine Viertelstunde ihre Glocken läuten, kündigt Matthias Hembrock, Pfarrer von St. Georg an.

Gedenken in der Corona-Zeit

Das jährliche Gedenken am 22. März erhalte angesichts der Corona-Krise eine besondere Bedeutung, erklärt Hembrock. „Wir wissen noch nicht, wie groß am Ende das Leid sein wird.“ Die Erinnerung an die Bombardierung Bocholts und das Leid, das damals wohl viel schlimmer war als heute, könne helfen, besser mit der Corona-Krise umzugehen. Und: Nach der Zerstörung 1945 gab es einen Neubeginn. „Die wiederaufgebauten Kirchen zeugen noch heute davon“, sagt Hembrock.

Weihnachten 1950 fand der erste Gottesdienst in der St.-Georg-Kirche nach dem Wiederaufbau statt. Ganz fertig war die Bocholter Mutterkirche damals allerdings noch nicht: Der Turmhelm fehlte noch. 1957/1958 wurde anstelle der „Päperbüsse“ der heutige Turmhelm errichtet. Bis dahin stand ein kleiner, provisorischer Glockenstuhl auf dem mächtigen Turmmassiv. Heute erinnern nur noch die Säulen im Inneren des Kirchturms an die Zerstörungen am 22. März vor 75 Jahren: Ganz bewusst wurden die Spuren sichtbar gehalten. Anhand der Steine und auch deren Farbe ist deutlich zu erkennen, was original und was nachgebaut ist.

Die Stunde Null nach der Zerstörung gibt es auch in den Niederlanden

BOCHOLT / AALTEN. Nicht nur in Bocholt gab es nach der Zerstörung eine Stunde Null, sondern auch jenseits der Grenze. Daran erinnert Aaltens Bürgermeister Anton Stapelkamp. Über 35.000 Bomben und Projektile seien nach der Bombardierung Bocholts in Dinxperlo und De Heurne eingeschlagen, berichtet er. Viele Menschen seien bei der Befreiung von den deutschen Besatzern gestorben. Am 29. März ist Dinxperlo frei, am 30. März De Heurne und Aalten, am 31. März Bredevoort.

Das historische Bild ist von Aalten, 1945, Bredevoortsetraat / Prinsenstraat.

Er habe den größten Teil seines Lebens in Rotterdam gelebt. Wie Bocholts Zentrum sei auch das Zentrum von Rotterdam völlig ausradiert worden. „Rund 900 Tote. Zehntausende Menschen verloren ihr Zuhause“, sagt Stapelkamp. Auch in Dinxperlo habe es kaum noch ein Gebäude gegeben, das nicht beschädigt war. „Das Verhältnis zwischen Deutschland und den Niederlanden war nach dem

Krieg selbstverständlich völlig zerrüttet“, erklärt Stapelkamp. Bei der Hochzeit von Prinzessin Beatrix mit Claus von Amsberg 1966 sei das gut zu sehen gewesen, ebenso bei den Fußballspielen zwischen beiden Nationalmannschaften 1974 und 1988. „Die größte Genugtuung war, dass Oranje 1988 Europameister wurde und das ausgerechnet in Deutschland“, sagt Stapelkamp. „Endlich konnte man zurückschlagen.“

Inzwischen sei die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Holland immer besser geworden. In diesem Jahr hätten die Bürgermeister der Achterhoek-Kommunen ihre Nachbarn in Deutschland zur Befreiungsfeier eingeladen. „Ich hätte gerne an den Gedächtniszeremonien teilgenommen, aber die Corona-Krise macht das unmöglich“, sagt Stapelkamp. „Ich wollte dabei sein, weil ich es wichtig finde, einen Strich unter unsere schmerzhafte Geschichte zu ziehen. Ein Mensch, eine Gemeinschaft, ist erst dann frei, wenn man demjenigen, der einem Schmerz und Unrecht getan hat, verzeihen kann.“ Das könne man nicht von jedem Einzelnen erwarten, aber als Gemeinschaft sei das zu schaffen. Genau deshalb wäre es so schön gewesen, am 29. März in Dinxperlo/Suderwick zusammen mit zehn niederländischen und neun deutschen Bürgermeistern und vielen Bürgern „unsere Freiheit“ zu feiern. Aber das gehe derzeit leider nicht, sagt Stapelkamp. Vielleicht wäre es eine schöne Idee, wenn alle Dinxperloer und Suderwicker am 29. März um 11 Uhr in ihrem eigenen Haus einen Brunch genössen, um in der Familie über das Thema ‚Gemeinsam Freiheit feiern‘ zu sprechen. Was bedeutet das für uns an der Grenze? „Dann kann es doch noch ein schöner Tag werden!“, sagt Stapelkamp.

Aaltens Bürgermeister Anton Stapelkamp bedauert, dass die gemeinsame Befreiungsfeier wegen der Corona-Krise nicht stattfinden kann.

Quelle/Autorin: Renate Rüger im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 21. März 2020
Fotos: Pfarrarchiv St. Georg Bocholt, Gemeente Aalten

Vor 75 Jahren: Die letzten Kämpfe in Suderwick

Am schlimmsten trifft es den Hellweg, der die Grenze zu Holland bildet

SUDERWICK. Am Gründonnerstag 1945 setzt ein großes Trommelfeuer auf Suderwick ein. Der damalige Pfarrer Meis bezeichnet diese Karwoche als „rechte Leidenswoche“. Am schlimmsten sei es auf dem Hellweg gewesen. Dem Weg also, der die Grenze bildet und der auf niederländischer Seite Heelweg heißt.

Als die Nacht hereinbrach, harrten die Bewohner voller Angst in den Kellern“, schreibt Meis im Protokollbuch des Presbyteriums. „Als gegen Mitternacht das Granatfeuer nachließ, loderte über den Hellweg blutrotes Feuer.“ Das war der 30. März 1945 – der Karfreitag vor 75 Jahren. Jutta Brand hat den Angriff als Neunjährige erlebt, hat mit ansehen müssen, wie ihre Mutter Jakobina Bülten von einem Granatsplitter getroffen wurde und plötzlich nicht mehr zu finden war. Die Familie – ihre Mutter, sie und ihre drei jüngeren Geschwister sowie ihre holländische Großmutter und ihr Stiefgroßvater, die zuvor aus Arnheim geflohen waren – hätten im Keller der Bäckerei gesessen, als eine Bombe das Haus traf und in Brand setzte. „Wir wollten durch den Laden raus, aber der Schlüssel war heruntergefallen“, berichtet Brand. In Panik habe jemand die Türscheibe herausgebrochen. „Wir sind dann alle dadurch gekrochen und weiter durch ein Loch des Stacheldrahtzauns gegenüber“, sagt Brand. „Unsere niederländischen Nachbarn hatten eine Art Kellerbunker, doch der war total überfüllt.“

Also sei die Familie weitergelaufen, die Mutter mit ihrer neun Monate alten Schwester auf dem Arm. „Der Unterstand am Ende des Hellwegs war ebenfalls überfüllt“, berichtet Brand. „Raus, raus!“, habe jemand gerufen. Weiter, den Aaltenseweg entlang und immer weiter seien sie gelaufen. Etwas außerhalb von Dinxperlo fielen wieder Granaten. „Meine Mutter drehte sich zu einem Haus, um das Baby zu schützen. Granatsplitter trafen sie in den Oberschenkel und ins Bein.“

Der Opa habe die Kinder zu Verwandten gebracht und sich dann auf die Suche gemacht. „Aber er konnte meine Mutter nicht finden. Monatelang haben wir nicht gewusst, wo sie war“, sagt Brand. Ähnlich erging es Johannes Hovens Mutter. Ihr Mann – also sein Vater – hatte auf dem Dach des getroffenen Hauses von „Gärtner Elting“ am Heelweg gesessen um das ausgebrochene Feuer zu löschen, als ihn ein Granatsplitter traf. „Ein Lazarettwagen der Alliierten brachte ihn fort“, erzählt Hoven. Erst drei Wochen später erfuhr

Hovens Mutter, dass ihr Mann am 30. März ins St.-Antonius-Hospital in Kleve-Bedburg gebracht worden war, wo er bis zum 16. Juni wegen seiner Verletzung mit anschließender Beinamputation behandelt wurde. Schon an der Ostfront in Russland seien seinem Vater beide Füße erfroren, berichtet Hoven. Nun habe sein Vater mit dem Verlust des linken Vorderfußes und des rechten Beins bis zum Oberschenkel leben müssen.

Auch Brands Mutter landete im Bedburger Hospital. Dass ihr nicht beide Beine amputiert wurden, verdanke sie zwei Nonnen, sagt Brand. „Der Arzt wollte beide Beine amputieren, aber die Nonnen baten ihn, das nicht zu tun – auch wegen der Kinder, die sie versorgen musste." Ihre Mutter habe sich dann erstaunlicherweise auch erholt. Ihr habe zwar eine Wade gefehlt, sie habe oft Schmerzen gehabt und ihr sei später noch ein Splitter aus dem Bein entfernt worden, als sie bereits Mitte 80 war. Doch es ging ihr verhältnismäßig gut. Zu einem Landwirt, in eine Art Lazarett, sei sie zunächst getragen worden. „Die Engländer, die am nächsten Morgen kamen, brachten sie dann nach Bedburg", sagt Brand. Monate später sei dort jemand aus Liedern oder Spork gewesen. Und ihm habe ihre Mutter aufgetragen, ihren Vater zu benachrichtigen. Und auch seine Mutter, wie Hoven hinzufügt.

Die heute 84-jährige Jutta Brand kann sich noch daran erinnern, dass Engländer die Bülten-Bäckerei besetzten. Ihr Vater habe irgendwie Kontakt zu denen aufgebaut und dann die Erlaubnis bekommen, nachts in seiner alten Bäckerei Brot zu backen, erzählt sie. Die Nacht, in der der Hellweg/Heelweg blutrot brannte, wird sie nicht vergessen. „Vor unserer Tür stand noch lange ein Panzer, in dem zwei junge Soldaten verbrannten", sagt sie. „Irgendwann wurde er in die Ruine geschoben. Mein Vater hat am Ende noch für die Entsorgung bezahlt."

Das Foto von 1945 zeigt die Kriegszerstörungen am Hellweg. Die Alliierten haben den von der Wehrmacht 1939 errichteten Stacheldrahtzaun entlang der Grenze bereits durch einen neuen ersetzt. Der alte war bei den Kämpfen stark beschädigt worden.

Quelle/Autorin: Renate Rüger im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 30. März 2020
Foto: Heimatverein Suderwick

„Tragisch bis zum nicht mehr Fassbaren"

Bernhard Beckmann hat Zeitzeugen des Bombenangriffs auf Rhede vor 75 Jahren befragt

Ihre Aussagen sind auf Video für die Nachwelt festgehalten

RHEDE. Vieles war vorbereitet zur Erinnerung an den morgigen 75. Jahrestag der Bombardierung Rhedes: eine Sonderausstellung im Krankenhaus, ein Gedenkgottesdienst in der Gudulakirche und das Verlegen von Stolpersteinen im Andenken an die Rheder Juden. Angesichts der Corona-Krise musste alles abgesagt werden. Doch mit der Vorbereitung einer VHS-Veranstaltung zum Thema, die nun ebenfalls nicht stattfinden kann, hat Bernhard Beckmann dazu beigetragen, dass die Erinnerung an das Grauen des 22. März 1945 und der Tage und Wochen davor und danach lebendig bleibt. Der langjährige Zweigstellenleiter der Volkshochschule hat in den vergangenen Monaten zehn Zeitzeugen zu ihren Erlebnissen befragt – die älteste ist 103 Jahre alt.

Bevor sich die Corona-Krise zuspitzte, hatten sich die Zeitzeugen im Rathaus getroffen, wo Bernhard Beckmann (hintere Reihe, 2. v. li.) ihnen seine Ergebnisse vorstellte. Mit dabei auch Beckmanns Nachfolgerin in der VHS-Leitung, Rabea Seelig (vordere Reihe, 2. v. li.) und Dr. Franz Josef Tinnefeld, der sich intensiv mit dem Angriff auf das Krankenhaus beschäftigt hat und zu dem Schluss kommt, dass es ein unbeabsichtigter Treffer war (hinten Mi.).

Alle Interviews hat Beckmann gefilmt. Die Videos sollten eigentlich bei der VHS-Veranstaltung am Sonntagnachmittag gezeigt werden, einige Zeitzeugen wollten persönlich kommen. „Man kann Statistiken lesen, aber wenn man die Einzelschicksale anschaut, sieht man viel tiefer hinein“, sagt Beckmann über seine Motivation zu der Recherche. Vielleicht kann der Nachmittag nachgeholt werden, auf jeden Fall aber bleiben die Erinnerungen der zehn Rheder der Nachwelt erhalten.

Beispielsweise die von Luise Belting, Tochter der Eheleute Üffing, die damals die Gaststätte Zur Post an der Bahnhofstraße betrieben. Sie erlebte den Bombenangriff am 22. März 1945 als Elfjährige. „Durch die enorme Detonation fielen bei uns sämtliche Fensterscheiben der Gaststätte und auch im Saal nach innen und auch nach außen auf die Straße“, berichtet sie in dem von Beckmann aufgezeichneten Video. „Das war ein unglaublich lauter Knall.“ In den Stunden danach hörte sie, wie die Räder der Leiterwagen mit den Schwerverletzten über die Glasscherben fuhren. Dieses Geräusch habe sie nie wieder aus dem Gedächtnis bekommen, erzählte sie Beckmann.

70 Bomben fielen am 22. März 1945 auf Rhede. Drei trafen das St.-Vinzenz-Hospital, das größtenteils augenblicklich zusammenstürzte. Viele Ordensschwestern und Patienten kamen ums Leben. (Foto: Stadtarchiv)

Josefa Hülzevoort verlor durch den Angriff am 22. März die Mutter, der Vater wurde schwer verletzt und starb fünf Monate später an den Folgen. Damals war Josefa Hülzevoort 13 Jahre alt. Die Erschütterungen während der Bombardierung seien so stark gewesen, „dass unsere Augen, die Ohren, ja fast der ganze Bunker voller Sand waren“, sagt sie. Der Mutter haben die Nachbarn morgens um halb fünf – bevor die Bomber flogen – ein Grab geschaufelt. Als einer ihrer älteren Brüder von der Front kam, waren beide Eltern schon tot. „Den mussten wir vom Friedhof holen“, berichtet Hülzevoort. Er habe sein Leben lang darunter gelitten.

Johannes Schlütter war als neunjähriger Junge an Palmsonntag – drei Tage nach dem verheerenden Bombenangriff auf das St.-Vinzenz-Hospital – endlich mal wieder zum Spielen draußen gewesen. „Pass auf Leo auf“, hatte die Mutter ihm eingeschärft. Und so war er kurz zurückgeblieben, als Fliegeralarm war und alle in den Keller rannten. „Leo saß auf einer Fensterbank“, berichtet Schlütter im Video. Er wollte den Vierjährigen retten, als die Fliegerbombe fiel. „Der Bruder war sofort tot und ich lag im Blut“, erinnert sich der heute 84-jährige. Sanitäter brachten ihn mit einer schweren Kopfverletzung in ein Lazarett. Unterwegs machten sie kurz bei der Mutter halt, überbrachen ihr die Nachricht vom Tod des Vierjährigen und erklärten, den Größeren mitnehmen zu müssen – „sonst stirbt der Ihnen auch“.

Fünf Monate lang hörte die Mutter nichts mehr von Johannes. Der musste als Neunjähriger alle Behandlungen alleine über sich ergehen lassen. Unter anderem wurden ihm Knochensplitter aus der offenen Schädelwunde abgesaugt. Erst im August fand die Mutter ihn in Westerstede wieder und holte ihn ab.

Die Arbeit an dem Projekt habe ihn berührt und motiviert, sagt Beckmann. Er habe von Schicksalen erfahren – „tragisch bis zum nicht mehr Fassbaren“. Bescheid zu wissen, was gewesen ist, sei nötig, um das Heute zu beurteilen.

Quelle/Autorin/Foto: Carola Korff im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 21. März 2020

Der Tod kam plötzlich

Bombardierung von Alstätte

ALSTÄTTE. Schon am Morgen des 22. März 1945 schwebte eine dumpfe Vorahnung über dem Dorf. Am Vortag hatte es eine Warnung über die unmittelbar bevorstehende Bombardierung durch einen „Schwarzsender“ vom SHAEF (Hauptquartier der Alliierten) an die Alstätter Zivilbevölkerung gegeben. Doch nur wenige hatten zu der Zeit einen Volksempfänger um die Nachricht hören zu können. Dennoch kam die Bombardierung für die Bevölke-

rung plötzlich. Bisher waren alle Bomber in großer Höhe über Alstätte hinweggeflogen, sind erst am Zielort tiefer eingeflogen und haben ihre Bomben abgeworfen. In Alstätte aber waren die Bomber bereits aus geringer Höhe angeflogen und auch daher so spät entdeckt worden. Mehrere Augenzeugen berichteten, die Piloten in den Kabinen und das Ausklinken der Bomben gesehen zu haben.

In den Tagen zuvor gab es immer wieder Fliegeralarm und über Alstätte donnerten massenhaft Bomber und Jagdflugzeuge hinweg. Ein geregelter Schulunterricht war deshalb schon lange nicht mehr möglich. Oft fand dieser im Keller der Schule statt. Auch Angriffe durch Jagdflugzeuge auf einzelne Personen oder Gruppen kamen regelmäßig vor.

Viele Funker stationiert

In Alstätte waren viele Soldaten stationiert, unter ihnen auch Funker, die vorwiegend im Bereich um die Kirche untergebracht waren. Auch diese hatten durch das Abhören vom Funk der Gegner von der drohenden Bombardierung im Rahmen der Luftunterstützung des Vormarsches der alliierten Truppen erfahren. Entgegen der Meinung, der Bahnhof sei das Ziel des Angriffs gewesen, weisen neuere Informationen darauf hin, dass eben diese Funker das hauptsächliche Ziel des Angriffs waren. Das würde auch erklären, warum fast alle Bomben im Dorfkern, und zwar im unmittelbaren Umfeld der Kirche gefallen sind.

Die Kirchturmuhr zeigte noch lange den Zeitpunkt des verheerenden Angriffs auf Alstätte an: gegen 11.10 Uhr legten Bomber das Dorf in Schutt und Asche und töteten dabei 81 Menschen.

Aus allen Ecken Flammen

„Wir sahen die zahllosen Bomben auf das Dorf regelrecht einprasseln. Sie legten das Dorf in Schutt und Asche. An allen Ecken schlugen Flammen aus den Trümmern empor. Durch die gewaltige Staubwolke und den schwarzen Qualm war die Sonne nicht mehr zu sehen“, berichteten Augenzeugen später. 23 Häuser mit 48 Wohnungen lagen komplett in Trümmern, weitere 15 waren stark beschädigt und nicht mehr bewohnbar. Alle Häuser der Kirchstraße, der Langen Straße und der Friedhofsstraße existierten nicht mehr. Inmitten des Trümmerfelds stand die Kirche, von der nur noch ein Torso übrig geblieben war.

Insgesamt 81 Menschen sind bei dem Luftangriff am 22. März 1945 gestorben, darunter 51 Alstätter. Es traf alle ohne Unterschied: Frauen, Männer, Kinder, Zwangsarbeiter und Soldaten. Gemessen an der Einwohnerzahl wurde kein Ort im Kreis Ahaus so hart getroffen wie Alstätte.

Quelle/Autor/Foto: Heimatverein Alstätte in den Westfälischen Nachrichten vom 21. März 2020

Als das Ahauser Schloss bombardiert wurde

Schilderungen des Bürgermeisters Johannes Ridder aus den letzten Kriegstagen erzählen von Leid und gegenseitiger Hilfe

AHAUS. Die Erinnerungen von Johannes Rider, Ahauser Bürgermeister (1921-1945) und Stadtdirektor (1946-1951) zählen 26 Schreibmaschinenseiten. Normalerweise ist das Büchlein in der Stadtbibliothek einzusehen. Er erzählt darin aus seiner Amtszeit – bewegend und klar auch von der Bombardierung im März 1945, über den Einzug der Alliierten und den Wiederaufbau.

Das Buch erschien 1972 unter dem Titel „Beitrag zur Geschichte der Stadt Ahaus“. In einer Besprechung dazu fasste Walter Pfeifer, der im vergangenen Jahr 88-jährig verstorbene frühere Redaktionsleiter der Münsterland Zeitung, das Grauen zusammen: „Wer 1945 oder früher geboren ist, hat selber miterlebt, wie die Kriegsfurie seine Vaterstadt Ahaus zertrümmert hat. 26 Luftangriffe haben 250 Menschen das Leben gekostet und 40 Prozent der Häuser zerstört.“

Insbesondere in den Wochen vor dem Einmarsch der Engländer am 31. März 1945 fanden diese Angriffe statt. Johannes Ridder über die Folgen am 21. März: „Der Anbau des Rathauses ist wie ein Kartenhaus zusammengebrochen. Das Sparkassengebäude liegt flach am Boden.“ Er erzählt, wie Verschüttete aus dem Tresorraum geborgen werden. Bis auf eine stark eingeklemmte Frau sind alle tot.

„Feuerwehr ist machtlos“

Am 22. März folgen weitere schwere Fliegerangriffe. Sie setzen das Schloss, die Schuhfabrik, die Jute-Fabrik und weitere Gebäude in Brand. „Die Feuerwehr, die sich unter Leitung von Brandmeister Held hervorragend bewährt und manchen Brand gelöscht hat, ist machtlos.“ Ihr Gerät ist „beschädigt bis zur völligen Zerstörung.“

„Am 23. März und an den folgenden Tagen weitere Angriffe. Die Stadt kann nur nach Einbruch der Dunkelheit betreten werden. Wir bilden Bergungstrupps, die systematisch abends und nachts die Trümmer nach Überlebenden abklopfen. Die Toten können nur in den Abendstunden beerdigt werden. In den Straßen irren Haustiere – Rinder, Schweine, Federvieh – herrenlos umher.“

Durch einen Bombenangriff am 22. März 1945 brannte das Schloss Ahaus. Hier ein Foto aus der Zeit kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges.

Bevor die englischen Truppen einmarschieren, bringt Bürgermeister Ridder die deutschen Soldaten dazu, die Höfe in der Bauerschaft Sabstätte zu verlassen, um die Zivilisten dort vor Nahkämpfen um die Höfe zu schützen. „Gegen Mitternacht rücken die englischen Panzer an. Anscheinend vermuten die Engländer, dass die Höfe noch besetzt sind und verteidigt werden. Sie beschießen sie aus Maschinengewehren und mit Leuchtspurmunition. Gegen Mitternacht stehen sieben Höfe in Brand. Unter größter Lebensgefahr können die Menschen gerettet werden.“

Nach dem Einmarsch wird Ridder von den Briten verhört und mit der Weiterführung der Verwaltungsgeschäfte für die Stadt Ahaus und das Amt Wüllen beauftragt. Der durch die NSDAP verordneten Uniformpflicht für Amtsträger war er zuvor auf seine Weise gefolgt. Er trug eine Uniform des Deutschen Roten Kreuzes.

Quelle/Autor: Andreas Bäumer in der Münsterlandzeitung vom 23. März 2020 /Foto: Landesdenkmalamt NRW

Mysterium um Bombenangriff auf Legden ist gelüftet

LEGDEN. Ein Bombenteppich verfehlte am 22. März 1945 Legden wie durch ein Wunder. Martin Kösters und Mario Hoppe von der Gruppe „Broken Wings“ haben das Mysterium gelüftet.

Dichte Rauchschwaden liegen in der Luft. Der Zweite Weltkrieg tobt. Es ist der 22. März 1945. Deutschland steht unter schwerer Bombardierung der Alliierten. Auch in Legden geht an diesem Tag ein Bombenteppich nieder. Wie durch ein Wunder bleiben Ort und Pfarrkirche verschont. Seitdem ranken sich Mysterien und Legenden um diesen Bombenangriff.

Doch jetzt endlich gelang es Martin Kösters und Mario Hoppe zusammen mit ihrer Forschergruppe „Broken Wings“, das Mysterium belegbar zu lüften. Mit etlichen dicken Aktenordnern voller Material haben uns die beiden kürzlich in der Redaktion besucht. Zahlreiche historische Luftbildaufnahmen breiteten sie auf dem Tisch aus. Auf einer Einsatzskizze steht das Wort „Secret“. Und der 10. Februar 2020 war so etwas wie ein Sechser im Lotto für die beiden Geschichtsbegeisterten. Es gelang Martin Kösters und Mario Hoppe, aus einem US-Militärarchiv an umfangreiches Material über den Bombenangriff auf Legden zu kommen. Über 6.000 Seiten auf Mikrofilm durften sie sich über einen Server des US-Militärarchivs herunterladen. Somit erhielten die beiden die Informationen, nach denen sie schon eine Ewigkeit gesucht hatten. Fakten und Daten zur Bombardierung Legdens.

Seit 30 Jahren forscht Martin Kösters in seiner Freizeit an dem Mysterium rund um den Bombenangriff und weiteren Geschehnissen rund um Legden während des Zweiten Weltkrieges. Seit gut zwei Jahren unterstützt ihn Mario Hoppe in dieser Sache. Er befasst sich seit acht Jahren mit den Geschehnissen im gesamten Westmünsterland während des Zweiten Weltkrieges. Das Hauptaugenmerk der beiden liegt dabei auf Flugzeugabstürzen und der Suche nach Angehörigen der Flugzeugbesatzungen. Auch die Schicksale zweier Zwangsarbeiter und eines bislang vermissten deutschen Piloten konnten durch ihre Arbeit aufgeklärt werden. „Es ist wie ein Puzzlespiel, bei dem oft die Teile nicht zusammenpassen“, sagt Martin Kösters.

Und Mario Hoppe ergänzt: „Die Arbeit kostet viele Nerven, aber sie begeistert zugleich.“ Erst recht, wenn die Sache zielführend ist. So wie jetzt in Legden. Über Jahrzehnte hielt sich die Legende, dass ein irischer Offizier die Anweisung gab, Legden zu verschonen. Genauer gesagt die Kir-

che St. Brigida Legden. Nicht wenige glaubten, der Offizier habe um die Pfarrpatronin gewusst. Denn Brigida von Kildare ist eine irische Heilige. Darum habe der Offizier es nicht übers Herz gebracht, den Ort bombardieren zu lassen. Jetzt ist dieses Legden-Kartenhaus eingestürzt. „Die Geschichte ist schön, keine Frage, aber sie passt nicht zu den Einsatzplänen, die uns vorliegen“, sagt Martin Kösters. Denn in dem Material aus dem US-Militärarchiv sind auch die Einsätze der 9. US-Luftflotte vom 22. März verzeichnet. Jenem Tag, an dem angeblich die Briten mit dem irischen Offizier Legden bombardiert haben sollen.

Martin Kösters (r.) und Mario Hoppe studieren das Luftbildmaterial, das während des Zweiten Weltkrieges entstanden ist. Sie durften die Aufnahmen von einem Server des US-Militärarchivs herunterladen.

Zeitsprung: 9.40 Uhr – 22. März 1945. Schwere viermotorige B-24-Bomber („Liberator“) nähern sich Coesfeld. Eigentlich war Dülmen das auserkorene Ziel, doch die Mission Dülmen wird abgesagt. Darum muss Coesfeld dran glauben. Die Bombenschächte gehen am Nordrand der Stadt auf. Coesfeld brennt und verschwindet unter dichtem Rauch. Der Rauch und die spontanen Planänderungen haben Folgen. 46 weitere Bomber vom Typ B-26 („Marauder“) der 344. Bombergruppe sind in Anflug. Massives Flakfeuer und der dichte Qualm erschweren die Mission. Die Bomber drehen Richtung Norden ab, tangieren Gescher und Ahaus. Aus Richtung Heek kommend, nehmen einige Bomber den Zielpunkt an der Osterwicker Straße ins Visier.

Dann rauschen aus einigen Maschinen 50-Kilo-Bomben in die Tiefe. Von 56 bis 65 berichtete seinerzeit die Ortspolizei in ihren Meldungen. Der Abwurf erfolgte aus gut 4.000 Metern Höhe. Doch warum dort? Was war das Ziel? Die Dokumente aus dem Militärarchiv liefern die Antwort. „Wir haben alles sorgfältig studiert“, so Martin Kösters. Das Ergebnis: Die Bomben sollten die drei Flakstellungen der Deutschen an der Hermannshöhe – dort, wo heute die Umgehungsstraße in die B 474 mündet – zerstören. „Die Piloten haben also offensichtlich bei all der Improvisation noch nach „lohnenswerten“ Zielen gesucht“, schildet Mario Hoppe.

Doch der Bombenhagel verfehlt die Stellungen. Lediglich eine Bombe schlägt zwischen den Geschützen ein. „Wenn dieser Bombenteppich Legden getroffen hätte, dann hätte der Ort heute ein anderes Gesicht“, stellt Martin Kösters klar. Doch so blieb es beim Flurschaden. Während in Legden glücklicherweise nur ein 13-jähriger Schüler beim Einsturz eines Luftschutzgrabens verschüttet und in letzter Sekunde gerettet wurde, forderten die über Gescher abfliegenden Bomber dort einen nicht unerheblichen Blutzoll: Dort fielen geschätzt 150 Bomben auf die Stadt, sieben Menschen kamen ums Leben. „Die Dokumente belegen also ganz eindeutig, dass es nicht die Briten waren, die Legden bombardiert haben, sondern die Amerikaner“, hebt Mario Hoppe hervor.

Aber wie konnte so eine Legende überhaupt entstehen? „Der Mensch sucht nach Erklärungen“, entgegnet Martin Kösters. Die Gründe dafür können vielfältig sein. Was jedoch klar ist: Die Legende um den irischen Offizier, der Legden wegen Brigida von Kildare absichtlich per Befehl verschonen haben soll, ist den Nachforschungen von Martin Kösters und Mario Hoppe zu urteilen ohne einen Funken Wahrheit versehen. Letztlich verdankt es Legden wohl einer Verkettung von Umständen, dass die Bomben haarscharf neben dem Ort niedergingen. Und wer weiß, vielleicht veröffentlichen die „Broken Wings“ auch irgendwann mal ein Buch, in dem sie alle ihre Forschungsergebnisse präsentieren. Denn die Arbeit wird wohl nie ausgehen. „Es gibt noch so viel aus dieser zeit zu erforschen. Wir bleiben auf jeden Fall dran. Und die Sache mit dem Buch wäre schon noch mal ein weiteres Ziel“, sagt Mario Hoppe vielsagend.

Quelle/Autor/Foto: Till Goerke in der Münsterlandzeitung vom 21. März 2020

Grausamer Tod im Ahauser Arbeitserziehungslager

Die Dortmunderin Charlotte Delatron wurde vor 76 Jahren in Ahaus ermordet.

AHAUS. Markerschütternde Schreie gellen am Abend des 30. April 1944 über eine hohe Hecke an der Hovesaat. Die Anwohner kommen aus ihren Häusern gelaufen. Erschrocken und neugierig blicken sie in Richtung des Arbeitserziehungslagers Ahaus (AEL), das erst im März des Jahres im Hinterhof der ehemaligen Gaststätte an der Ecke Jutestraße/Hovesaat eingerichtet wurde. Was hinter der Hecke passiert, können die Nachbarn nur ahnen. Die Frau, die dort vor Angst und Schmerzen schreit, heißt Charlotte Delatron. Sie zittert vor Kälte und harte Schläge prasseln auf sie ein. Ihre Mitinsassinnen prügeln sie mit verknoteten Handtüchern, bis ihr Rücken von Striemen übersät ist.

Vorbild KZ Ravensbrück

Ihre Sträflingskleidung ist schmutzig und klatschnass, da sie zuvor gezwungen wurde, in einem vollen Jauchefass nach einem Ring zu tauchen, den sie angeblich gestohlen hat. Angeordnet hat dieses Martyrium die Lagerleiterin, SS-Frau Emmy Hensen, die ein brutales Regime nach dem Vorbild des Frauen-KZ Ravensbrück führt. Sie lässt hart durchgreifen, schon bei der kleinsten Verfehlung. Charlotte Delatron wird in dieser Nacht sterben. Nachdem ihre Mitinsassinnen die besinnungslose Frau in eine Badewanne mit kaltem Wasser geworfen haben, erleidet sie einen Herzschlag. Sie ist zum Zeitpunkt ihres Todes erst 23 Jahre alt.

„Schläge mit verknoteten Handtüchern auf dem Prügelbock und Strafen wie Essensentzug, Sonderarbeit, das Kahlscheren des Kopfes oder drei Tage Arrest in einem Stehbunker mit kalter Brause waren an der Tagesordnung“, weiß Hermann Löhring. Der Hobby-Historiker aus Wüllen hat sich intensiv mit dem Schicksal der Ahauser Zwangsarbeiter auseinandergesetzt. Eigentlich wollte er am 3. Mai bei einem geschichtlichen Rundgang an deren schweres Los erinnern.

Löhring bietet für die VHS Ahaus regelmäßig einmal pro Semester Rundgänge zum Thema Zwangsarbeit in Ahaus an. Aufgrund der derzeitigen Corona-Situation musste der Termin jedoch ausfallen. Er soll später im Jahr nachgeholt werden. Der Historiker bekommt viel Feedback, wenn er seinen Gästen Einblick in ein oft verschwiegenes Stück Stadtgeschichte gewährt. „Viele sagen: Wir haben davon nichts gewusst. Es waren aber auch schon Ältere dabei, die gesagt haben, dass sie auch bei der Jute waren und dann was erzählen“, sagt der ehemalige Lehrer an der Anne-Frank-Realschule.

Kosten für Überführung der Leiche mussten ihre Eltern tragen

Grundlage seiner Arbeit ist das Buch „Wir waren nicht freiwillig hier“ von Elke Große Vorholt. Die Familie der gebürtigen Ahauserin wohnte während des Krieges direkt zwischen Arbeitserziehungslager und der Jutefabrik. Im Kontakt mit Gleichaltrigen musste ich als Jugendliche feststellen, dass das Lager in Ahaus überhaupt nicht bekannt war. Das hat mein Interesse geweckt“, sagt die Autorin, die heute in Frankfurt lebt. Fast zehn Jahre hat sie für das Buch recherchiert. Teils mit Hilfe ihrer Mutter suchte sie nach Zeitzeugen aus Ahaus und ehemaligen Insassen. Eine schwierige Aufgabe, da viele sich weigerten, über ihre Erfahrungen zu sprechen. „Teils aus Scham, da ihnen immer noch der Ruf anhaftete, mit Recht eingesperrt worden zu sein. Aber auch aus Angst vor gesundheitlichen Folgen durch die hohe psychische Belastung, die sie bei der Erinnerung an das Erlebte befürchteten“, so Elke Große Vorholt.

Frontansicht der ehemaligen Gaststätte Terfort. In dem Hinterhof der Gaststätte lag das Arbeitserziehungslager Ahaus.

Die Gründe, wegen derer Charlotte Delatron nach acht Wochen Isolationshaft im Dortmunder Polizeigefängnis in das Lager eingewiesen wird, sind aus heutiger Sicht nichtig. Die gelernte Friseurin ist erst kurz vorher bei ihren Eltern ausgezogen und arbeitet in einem Dortmunder Seniorenheim. Ab September 1943 soll sie zwangsweise in einer Rüstungsfabrik, dem Dortmund-Hörder Hüttenverein, eingesetzt werden. 1943 erscheint sie an 53 Tagen an ihrem neuen Arbeitsplatz, an dem sie in wechselnden Tag- und Nachtschichten ohne Schutzkleidung mit gefährlichen Werkstoffen hantieren muss. Auch machen andauernde Fliegeralarme über Dortmund es ihr oft unmöglich, zu

ihrem über eine Stunde von ihrer Wohnung entfernt liegenden Arbeitsplatz zu kommen. Für die Nazis macht sie das zu einer so genannten „Arbeits-Bummelantin".

„Ziel des AEL war, die Frauen, die in den Betrieben von Mitarbeitern oder Vorgesetzten wegen Arbeitsverweigerung oder Verspätungen denunziert worden waren, als gefügige Untertanen ‚zur Arbeit zu erziehen'", sagt Hermann Löhring. „Durch Einschüchterung, Abschreckung und Brechung der Persönlichkeit, so dass sie nach zwei Monaten im Lager oft traumatisiert und stigmatisiert entlassen wurden und meist lebenslang darüber nicht mehr reden konnten", so Löhring.

Nach ihrem gewaltsamen Tod wird Charlotte Delatron nach Dortmund zurück überführt. Die Kosten dafür müssen ihre Eltern Christian und Emma Delatron tragen. Mit Charlotte ist auch das letzte ihrer ehemals vier Kinder verstorben. In Ahaus ist der grausame Mord an der 23-jährigen Dortmunderin nicht unbemerkt geblieben. „Wegen des Vorfalls beschwerten sich einige Bürger bei der NS-Kreisleitung. Der Buchhändler Josef Schaten zum Beispiel wurde daraufhin wegen parteischädigender Verbreitung falscher Gerüchte zwei Wochen lang inhaftiert", sagt Hermann Löhring. „Eine eingeleitete Untersuchung ergab keine Beanstandungen, dennoch wurde im Herbst die Leiterin Emmy Hensen der Lagerleitung enthoben und die Gauleitung sprach der Familie Delatron ihr Beileid für den Tod der Tochter aus", ergänzt Elke Große Vorholt.

Quelle/Autorin: Anna-Lena Haget in der Münsterland-zeitung und Borkener Zeitung vom 10. Mai 2020
Fotos: MZ

Jahrestag des Kriegsendes weckt Erinnerungen an fallende Bomben

Ewald Hölscher aus Asbeck erinnert sich gut an die letzten Monate, bevor die Engländer das Dorf einnahmen.

ASBECK. Erwald Hölscher war neun Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg endete. Neun Jahre alt, als zwei Sprengbomben auf Asbeck fielen. „Manches vergisst man nie. Das ist, als ob es vorige Woche gewesen wäre", sagt der 86-Jährige. Der Jahrestag des Kriegsendes weckt Erinnerungen. Zufällig hat Ewald Hölscher außerdem in diesen Tagen die Erinnerungen von Maria Hommel, geb. Reckers, wieder gefunden, die Maria Pier-Bohne vor 25 Jahren aufgeschrieben hat. Sie führen zurück an einen sonnigen Februarmorgen im Jahr 1945. Ewald Hölscher erzählt: „Ich saß mit meiner Mutter und meinem Bruder Hugo genau hier in der Küche. Da war plötzlich ein Geräusche und Getöse."

Zwei Sprengbomben

Der kleine Ewald sagt, dass alle, das Haus verlassen und sich draußen hinlegen sollen. „Das haben wir damals in der Schule gelernt." Und so lagen die drei unter der Eiche, die noch heute neben dem Wohnhaus im Eißingort steht, als zwei Sprengbomben abgeworfen wurden. Eine landete mitten im Dorf, die andere unweit des Hofes der Familie Hölscher. „Die Fensterscheiben gingen kaputt und die Türen flogen durch den Luftdruck auf uns zu", erzählt der Asbecker Holzschuhmachermeister. Für die Familie Hölscher ging es glimpflich aus. Im Dorf forderte die zweite Sprengbombe Todesopfer. Noch heute erinnert ein Gedenkstein in der Straße Am Bach an Anna, Gertrud und Engelbert Hörsting, die am 11. Februar 1945 durch die Bombe getötet wurden.

In den Erinnerungen von Maria Hommel wird beschrieben, was nach der Detonation geschah: „Die Gastwirtschaft, das Zelt, Haus und Stall, alles war zerstört und lag am Boden. (…) Als erstes fanden sie Engelbert Hörstings Hut. Bei Hörstings im Haus befand sich zu dem Zeitpunkt die bettlägerige alte Mutter, Engelbert, Mariechen (später Blömmer), Bernhard Jödden und Gertrud, die schnell vom Hochamt nach Hause gerannt war, da sie Flieger wahrgenommen hatte.

Mariechen Hörsting hatte beim Zusammenbruch des Hauses ein Haustürgitter auf dem Kopf bekommen, unter dem sie festsaß, aber Luft bekam. Dadurch blieb sie am Leben. Sie schrie laut und alle Leute strömten hin und räumten den Hausschutt und die Holzbalken weg. Es habe mehrere Stunden gedauert." Die bettlägerige Mutter und Gertrud Hörsting wurden tot aus den Trümmern geborgen. Weiter heißt es in Maria Hommels Erinnerungen: „Von Engelbert Hörstings Leichnam waren nur Einzelteile auffindbar. Einige Teile lagen in den angrenzenden Vorgärten und wurden erst Wochen später gefunden. Die Leute nahmen an, dass Engelbert direkt von der Bombe getroffen und zersprengt worden war. Ein Sohn von Börsting, der einige Tage nach dem Bombenabwurf am Bach gespielt hatte, fand den kleinen Zeh mit der dranhängenden Fußsohle von Engelbert. Die Einzelteile hatte man in Eimern gesammelt und setzte sie auf dem Friedhof bei." Soweit die Erinnerungen, wie Maria Pier-Bohne sie vor 25 Jahren aufgezeichnet hat.

Engländer rücken an

Auch Ewald Hölscher erinnert sich an die Ereignisse aus den Erzählungen seines Vaters Bernhard Hölscher. Dieser war bei dem Bombenabwurf erst aufgeregt nach Hause

geeilt. „Man hatte ihm erzählt, dass eine Bombe gefallen wäre.“ Als er alle lebend vorfand, eilte er wieder ins Dorf, um als Mitglied der Feuerwehr bei den Bergungsarbeiten zu helfen. Keine zwei Monate später war der Krieg in Asbeck vorbei. Karfreitag, 30 März, rückten die Engländer an. „Wir hörten ein Knattern aus Richtung Osterwick und dann kamen Panzer an Panzer. Sie schossen ins Dorf“, so Ewald Hölscher. Er erzählt von den deutschen Soldaten, die sich in die Büsche schlagen wollten und fielen. Und er erzählt von Maria Wenning, einem jungen Mädchen, die auf dem Kirchturm ein weißes Laken hisste. „Das war sehr mutig von ihr“, sagt der Asbecker rückblickend.

Quelle/Autorin: Ronny von Wagenheim in der Münsterlandzeitung vom 8. Mai 2020

Mit weißen Tüchern am Straßenrand: Nach massiven Bombenangriffen befreiten die Alliierten Ende März 1945 das Westmünsterland von der Nazi-Diktatur. Das Foto ist dem 1972 erschienenen Band „fünf vor null“ des aus Borken stammenden Journalisten Helmut Müller entnommen.

Überraschung beim Einmarsch

75 Jahre Kriegsende

BORKEN. Die übliche Gedenkfeier mit Ansprache, zu der die SPD stets am 8. Mai auf den jüdischen Friedhof an der Straße Replingsfunder einlädt, wird es nicht geben. Trotzdem ist der Friedhof heute zwischen 17 und 19 Uhr für interessierte Besucher geöffnet. Gedacht werden solle dabei aller Opfer, die durch die zwölfjährige faschistische Gewaltherrschaft ums Leben kamen, so die SPD. Zu begrüßen wäre es, wenn zu diesem Datum künftig ein nationaler oder gar europäischer Feiertag eingerichtet würde, schlagen die Borkener Sozialdemokraten vor.

Wegen der Pandemie hatte die Stadt bereits eine eigene Gedenkveranstaltung verschieben müssen. Eigentlich sollte am 28. März eine Lesung aus zeitgenössischen Dokumenten stattfinden. Ein neuer Termin steht noch nicht fest. Für die Borkener Zivilbevölkerung hätten die Märzwochen 1945 zu denjenigen Erfahrungen gezählt, die die eigenen Erinnerungen an den Krieg und seine Opfer prägen sollten, hieß es in der Einladung.

Zeitzeuge erinnert sich

Das geht auch aus den Rückmeldungen hervor, die die BZ in den vergangenen Wochen von Zeitzeugen erhalten hat. Zum Abschluss der Themenreihe zitiert die Redaktion ausschnittsweise aus dem Brief des Borkeners Josef Nottelmann. Der 85-Jährige beschreibt darin eine überraschende Begegnung am Kriegsende: „Dann kam der Einmarsch der Alliierten“, heißt es in dem Brief zunächst.

„Die Panzer kamen über die Weseler Landstraße und dann über Grütlohn in Richtung Borken. Da, wo es Widerstand gab, wurden die Häuser in Brand geschossen.“ Hitlerjungen hätten sich auf einem Hof verbarrikadiert und dann am Klockenweg einen Panzer abgeschossen. Sie seien dann von den Alliierten gefangen genommen worden. Unser Nachbar Niehaves“, so Nottelmann weiter, „erhielt einen Volltreffer ins Haus, so dass eine Ecke einstürzte. Ich sehe noch heute, dass ein Eimer mit Rübenkraut von der oberen Wohnung auslief. (...) Nach dem Einmarsch quartierten sich die alliierten Soldaten in den Häusern ein. (...) An einem Vormittag wurde mein Vater gerufen; zwei amerikanische Soldaten fragten ihn, ob er Köhne sei. Mein Vater verneinte es, er hieße Nottelmann und Köhne (ein Vetter) wohne vorne an der Raesfelder Straße.

Er schickte die Soldaten dorthin. Mein Vater hatte den Namen Johann Nottelmann genannt Köhne. Nach einiger Zeit kamen die Soldaten zurück und erklärten ihm, dass er doch der Richtige sei, den sie suchten. Sie stellten sich beide vor: Es waren John und Jovy Köhne aus San Francisco, Söhne seines Bruders Wilhelm. Dieser war 1912 nach Amerika ausgewandert. Die Freude war groß“, schreibt Nottelmann. Sein Vater habe im Ersten Weltkrieg eine eiternde Wunde davongetragen. Als die beiden Neffen davon erfuhren, hätten sie einen amerikanischen Feldarzt kommen lassen, der dem Vater Penicillin verabreicht habe. „Ab da heilte die Wunde, und mein Vater war diesem Arzt zu Dank verpflichtet. So hatte die Besatzungszeit doch auch ihr Gutes“, schreibt Nottelmann. 1997 hätten er und 17 weitere Verwandte die Nachfahren der ausgewanderten Köhnes in San Francisco besucht.

Quelle/Autor: Peter Berger in der Borkener Zeitung vom 08. Mai 2020

Die letzten Kriegstage in Dingden und ihre Schicksale

DINGDEN. Der Heimatverein hatte schon im März eine Ausstellung zu den letzten Kriegstagen in Dingden geplant. Die Schicksale von sechs Menschen, die in jenen Tagen gestorben sind, sollten gezeigt werden. Eine Geschichte handelt von Fallschirmjäger Albert Münch.

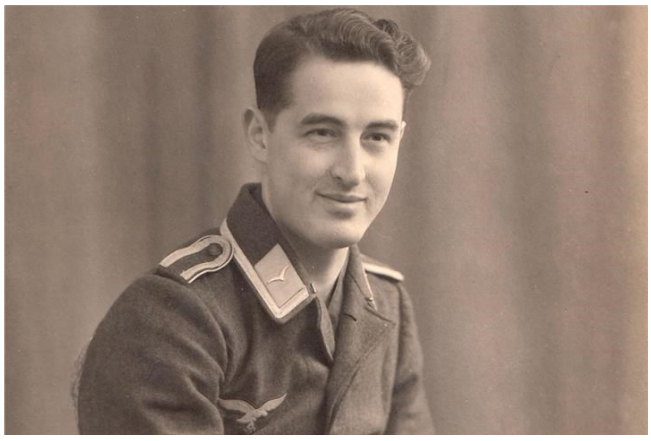
„.. morgens lässt es sich schön fliegen, wenn der Dunst, der Nebel wie ein Schleier auf dem Boden liegt und so ganz allmählich die Sonne hervor kommt. Da liegt die Stadt in ihrem Morgenkleid einfach unbeschreiblich schön, friedlich und ruhig und es ist gerade hierzu eine Versündigung der Luftwaffe, solche Städte im Bombenterror anzugreifen. Dieses sinnlose Morden und Brennen gibt einem immer wieder neue Überlegung...“

Der Fallschirmjäger Albert Münch hat diese Zeilen an seinen Bruder Gustav geschrieben. Das war am 6. Mai 1944, also vor 76 Jahren, als Münch noch in Frankreich stationiert war. Kein Jahr später – am 28. März 1945 – starb der Unteroffizier der 7. Fallschirmjäger-Division in Lankern. Er war nach jetzigem Stand der letzte deutsche Soldat, der bei den Kämpfen auf Hamminkelner Stadtgebiet sein Leben ließ. Und es ist eines der sechs Schicksale, die der Heimatverein Dingden dokumentiert hat und eigentlich schon im März bei einer Ausstellung zeigen wollte.

Die Ausstellung wird nun wahrscheinlich um ein Jahr verschoben, sagen der Vorsitzende Heinz Wolberg und Ulrich Bauhaus. Dort sollten zum Beispiel Filmdokumente mit Zeitzeugen gezeigt werden, die schon in den vergangenen Jahren aufgenommen wurden. Im Mittelpunkt standen aber die sechs Einzelschicksale, Menschen, die in diesen Tagen gestorben sind.

Münch war einer von ihnen. Der Fallschirmjäger wurde am Mittwoch vor Karfreitag 1945 bei den Kämpfen in Lankern von dem Bauern Daniels in der Nähe des Beltingshofes tot aufgefunden, berichtet Bauhaus. Die Familie Daniels begrub den Soldaten. Später hat die Familie Münch den Leichnam aber nach Essen-Steele überführt. Zu der Familie von Albert Münch habe man regen Kontakt in den vergangenen Jahren gehabt und so auch einige seiner Briefe erhalten, sagt Bauhaus. Dazu zählte auch der Brief aus Frankreich an seinen Bruder Gustav aus dem Jahr 1944. Aber schon zwei Jahre vorher schrieb er ihm: „Was können wir nur von Glück sagen, dass du von der Front verschont bliebst.“ Gustav war wegen einer Allergie zurückgestellt.

Albert Münch gehörte immerhin zu einer der Spezialeinheiten in Nazideutschland. Bauhaus geht davon aus, dass der junge Mann schon eine gewisse Überzeugung gehabt habe. Als Mitglied der 7. Fallschirmjäger-Division nahm er im Mai 1941 an der Luftlandeschlacht auf Kreta teil. Die Hälfte der Einheit fiel bei den Kämpfen, erzählt Bauhaus. Eventuell habe das auch den Blick des jungen Soldaten verändert. Nach dem Kreta-Feldzug bekam Albert Münch von seinem Bruder Walter eine Feldpostkarte, auf der unter anderem der Satz stand: „So und nun denk nicht zu viel.“ Und auch gegenüber seinem Bruder Gustav äußerte sich Albert später kritisch.



Der Fallschirmjäger Albert Münch war der letzte deutsche Soldat, der bei den Kämpfen in Lankern fiel.

Sein Pflichtbewusstsein war trotzdem größer. Bei seinem letzten Heimaturlaub in Essen-Steele bekniete ihn seine Familie, nicht wieder an die Front zu gehen. Er antwortete: „Ich habe mein Ehrenwort gegeben.“ Seine Kampfgruppe wird nach Lankern geschickt. Bauer Daniels soll die Truppe der Fallschirmjäger, die beim Beltingshof Stellung bezieht, später als kampfentschlossen und „fanatisch“ bezeichnen. Elf Tage später fällt Albert Münch im Alter von 28 Jahren.

Ausstellung mit Fahrradtour

Am 28. März 1945 um 1 Uhr nachts meldeten die Alliierten Dingden und das Gebiet 600 Meter östlich als „feindfrei“. Der Heimatverein Dingden nennt die Ausstellung „Befreiung – Dingden im März 1945“. Aber aus damaliger Sicht war es natürlich keine „Befreiung“, sagt Ulrich Bauhaus. Die Bevölkerung war verunsichert und wusste nicht, was auf sie zukommt. Es habe in Dingden aber auch Menschen gegeben, zum Beispiel Kriegsheimkehrer, die sehr froh waren, dass mit dem Einmarsch der Briten Nazi-Deutschland endete.

Geplant war im Rahmen der Ausstellung auch eine Fahrradtour zu den Kampforten in Lankern. Vor allem entlang der Liederner Straße habe es schwere Kämpfe gegeben.

Ortwin Nißing sollte die Fahrradtour leiten, weil er sich in den militärischen Dingen des Zweiten Weltkriegs sehr gut auskennt, sagt Bauhaus.

Quelle/Autor: Stefan Pingel im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 07. Mai 2020 / Foto: Heimatverein Dingden

Die Dingdener hofften, dass der Krieg an ihnen vorbeizieht.

DINGDEN. Für den Heimatverein ist auch die Paßmann-Chronik eine wichtige Quelle. Der Dechant Hermann Paßmann hat die Ereignisse der 30er und 40er-Jahre handschriftlich und chronologisch aufgeführt. So stellt er im März 1945 fest, dass die Dingdener hofften, sie würden verschont bleiben. „Der Feind“ würde von Wesel ins Ruhrgebiet ziehen und von Emmerich in Richtung Münster. Stattdessen landeten bei Hamminkeln einige Tausend Lastensegler bei der Luftlandeoperation „Varsity“.

In der Folge kam es rund um Dingden zu Kämpfen, bei denen auch viele Zivilisten starben. Paßmann berichtet von einigen Familien, die Opfer zu beklagen hatten. So wurde durch Artilleriebeschuss zum Beispiel der Hof Giesing getroffen. Tochter Johanna starb sofort, der Vater verlor ein Bein. Seine Frau musste es ihm selbst amputieren und auch ihre Tochter im Garten begraben, heißt es in der Chronik des Dechanten. Andernorts brennen die Anwesen und die Menschen verlieren ihr Hab und Gut.

Für die Ausstellung hat sich der Heimatverein mit Franz Belting befasst. Der Bäcker sei als Mitglied der Dingdener Feuerwehr sehr beliebt und respektiert gewesen. In seinem Haus befand sich auch die Feuermeldestelle. Zeitzeugen berichteten dem Heimatverein von dem Eifer, mit dem Belting diese Aufgabe wahrnahm.

In einem Brief hält seine Schwester Johanna Lietmann die Ereignisse vom 26. März 1945 fest. Ihr Bruder sei auf dem Weg zu Schlütter gewesen, als ein Tiefflieger auf ihn herabstieß. Sein Arm musste amputiert werden. Erst wurden seine Wunden zu Hause versorgt, doch die Schmerzen nahmen zu. Die Familie erfuhr erst Anfang Mai, dass Franz Belting nach Münster gebracht worden und dort schon am 29. März verstorben war. Johanna Lietmann schreibt später in ihrem Brief: „Das Haus ist so verwaist, so öd und leer, wenn ich an der Backstube hereinkomme, überfällt mich eine Traurigkeit, ich kann es dir nicht schildern.“

Franz Belting (Mitte) mit seiner Familie: Im Haus der Bäckerei war auch die Feuermeldestelle untergebracht.

Quelle/Autor: Stefan Pingel im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 7. Mai 2020 / Foto: Heimatverein Dingden

Wie Isselburger die letzten Kriegstage erlebten

Vor 75 Jahren: Bomben zerstörten die Stadt

ISSELBURG. Während für die Deutschen der Zweite Weltkrieg mit der Kapitulation am 8. Mai 1945 offiziell endete, war der Krieg für die meisten Isselburger schon am 28. März vorbei. Am 27. März 1945 stehen die ersten englischen Panzer gegen Mitternacht vor der Beton-Panzersperre in Isselburg, die dort nur ein paar Stunden zuvor von deutschen Soldaten errichtet worden war.

Sie haben sich derweil bis Spork und Suderwick zurückgezogen, während weitere englische und schottische Panzer über die Werther Straße nach Isselburg eindringen. Lebhaft schildert der ehemalige Lehrer Friedrich Böhme das Geschehen aus den letzten Kriegstagen vor 75 Jahren in Isselburg. Als Quelle dienten ihm die Notizen einer Frau von Puttkammer, die die Ereignisse aufgeschrieben hatte. Demnach fallen am 15. März zahlreiche Bomben auf den Isselburger Bahnhof und die Hütte. Nur zwei Tage später wird die Isselburger Hütte morgens um 5 Uhr erneut bombardiert. Am 23. März beginnt die Offensive der Engländer, die unter heftigem Artillerie-Trommelfeuer bei Rees über den Rhein setzen und sich langsam über Bienen

in Richtung Isselburg vorarbeiten, bis ihre Panzer vier Tage später die Stadt erreicht haben.

Am 28. März ist Isselburg von den Schotten besetzt. Die Isselbrücke an der Straße nach Anholt wird von ihnen gesprengt. Als der Müller Gerhard Exo und sein Schwager Heinrich Hormann in der Annahme, dass das Vieh ausgebüxt ist, die schützenden Kellerräume verlassen, wird Hormann von einrückenden schottischen Soldaten angeschossen und erliegt am nächsten Tag seinen Verletzungen. Die Schotten, so schreibt Böhme, hätten die Häuser geplündert und für die Bevölkerung eine Ausgangsbeschränkung verfügt. „Um Isselburg ist nicht gekämpft worden, die Stadt liegt nur zuerst unter englischem, dann unter deutschem Artilleriefeuer. Die vorbereiteten Einmannlöcher sind gar nicht besetzt worden, als die Engländer sich der Stadt näherten“, schreibt Böhme.

Der ehemalige evangelische Pastor Arnold aus Emmerich, der in Isselburg öfters Vertretungsdienste übernahm, berichtet über den Kirchendienst im letzten Kriegswinter. Unter anderem erwähnt er in seinem Bericht die Leiterin des Isselburger Melanchthonstiftes, Schwester Paula, die er als sehr engagiert und mutig beschreibt. Seinem Bericht zufolge trat die Frau einem amerikanischen Soldaten in den Weg, der mit vorgehaltener Maschinenpistole in das Stift vorgedrungen war. Er wollte an die im Keller gelagerten Vorräte. Schwester Paula stellte sich dem Soldaten in den Weg und wich trotz seiner Drohungen keinen Zentimeter zurück, bis der Soldat unverrichteter Dinge ging.

Schwester Paula (links)

Berichtet wird auch vom Mut der Isselburgerin Johanna Römer, die von den meisten schlicht „Hanni“ genannt wurde. Als Hebamme war sie trotz Ausgangssperre, Tiefliegern und herabfallenden Bomben fast täglich mit dem Fahrrad bei Wind und Wetter in der Stadt und über Land in Isselburg und Umgebung unterwegs, um werdenden Müttern in den schweren Stunden der Geburt beizustehen.

Johanna „Hanni“ Römer

Das Archiv von Friedrich Stege

Die von dem Lehrer Böhme und dem Pastor Arnold erhaltenen Berichte sowie die abgedruckten Fotos stammen aus dem umfangreichen Archiv des Heimatforschers Friedrich Stege in Isselburg. Der 92-jährige Hobby-Historiker hat unzählige zeitgeschichtliche Dokumente und Fotos zur Geschichte seiner Heimatstadt zusammengetragen,

Die Isselburger schauen sich ein von Bomben zerstörtes Haus an. Das Foto entstand im März 1945.

Quelle/Autor: Theo Theissen im Bocholt-Borkener-Volksblatt vom 06. Mai 2020
Fotos: Archiv Friedrich Stege

Vor 75 Jahren: Eine Passionszeit voller Leiden

Auch 1945 gab es in Rhede Schulschließungen und keine richtigen Ostergottesdienste

RHEDE. In der Karwoche müssen die Christen in diesem Jahr auf alle liturgischen Feiern in den Kirchen verzichten. Die Schulen sind schon seit Wochen geschlossen und private Reisen sind untersagt. Vor 75 Jahren war das schon einmal so – damals allerdings unter wesentlich härteren Bedingungen als heute.

„In diesen Tagen hielt der Tod reichhaltige Ernte“, schreibt der ehemalige Volkshochschulleiter Bernhard Beckmann in einem Bericht über diese Zeit. Er hat dazu Dokumente und Fotos des Stadtarchivs Rhede, Ausarbeitungen von Dr. Franz Josef Tinnefeld und die Ergebnisse seiner eigener Zeitzeugenbefragungen verwertet. Nahezu täglich waren seit dem 18. März 1945 todbringende Bombenangriffe erfolgt, der folgenreichste am 22. März, als das Krankenhaus zerstört worden war, woran vor drei Wochen erinnert wurde (das BBV berichtete). Am Palmsonntag, 25. März, gab es den letzten Angriff mit Todesopfern. Insgesamt starben in dieser Passionszeit 227 Menschen.

Beckmann schildert: „Spätestens in diesen Tagen verließen in Rhede die meisten Bewohner der Ortsmitte ihre Häuser und suchten Zuflucht in den umliegenden Bauernschaften. Dort erlebten sie dicht gedrängt in notdürftigen Unterkünften eine entbehrungsreiche Zeit. Aber ein wunderbarer Frühling, der den gebeutelten Menschen über mehrere Wochen Wärme und Sonnenschein brachte, half mit, die schwierigen Bedingungen erträglich zu erleben. Die Liturgiefeiern der Karwoche und Ostertage wurden in dezimierter Weise im Saal der Gaststätte Eming, Hardtstraße, und in der Kapelle des Gudulaklosters abgehalten.“

Ähnlich wie heute durften auch vor 75 Jahren Beerdigungen nur von einem kleinen Kreis von Angehörigen begleitet werden. Pfarrer Wellekötter habe sie auf die Zeit kurz nach Sonnenaufgang beschränkt, um der Gefahr der der tagsüber ständig drohenden Jagdbomberangriffe zu entgehen, so Beckmann. Die Bombardierungen auch der Nachbarstädte hatten zum Ziel, den Verteidigungswillen der Deutschen vor der anstehenden Besetzung des rechtsrheinischen Deutschland durch die Alliierten zu zerstören. „Leid und Elend der Deutschen galten dabei nachrangig.“

Der ehemalige VHS-Leiter schreibt weiter: „Rhede wurde am Karfreitag, 30. März 1945, vormittags, kampflos von britischen Panzereinheiten besetzt. Sie kamen von Krechting und von Bocholt über die Reichsstraße 67. In Rhede schwiegen nun die Waffen. Aber der Krieg dauerte noch sechs Wochen. Schon seit dem Herbst 1944 waren alle Schulen geschlossen gewesen. Unterricht fand nicht statt und begann erst wieder im September 1945. Die Hauptstraßen durften nicht genutzt werden. Ihre Nutzung war dem alliierten Militär vorbehalten.

An öffentlichen Aushängen informieren sich die Rheder im Frühjahr 1945 über die Verfügungen der britischen Besatzer.

Bereits unmittelbar nach der Besetzung Rhedes übernahmen die britischen Besatzer die Verwaltung und legten eine Sperrzone mit rigiden Bedingungen fest. Es war verpflichtend und ratsam, diese Verfügungen zu kennen und zu beachten. Für die Rheder begann die Aussperrung vom öffentlichen Leben. Zum 10. April ordnete die Militärregierung an, dass alle Häuser und Wohnungen im Ortskern Rhedes für die mehr als 1000 Besatzungssoldaten zu räumen seien. Im Rheder Schloss und in Rheder Bürgerhäusern bezogen die Stabsoffiziere ihre Unterkunft. Das mittlerweile von den Bombenschäden des 22. März reparierte Pastorat wurde zur Offiziersmesse umfunktioniert. Pfarrer Wellekötter zog in das Haus Markt 14, das heutige Museumsgebäude. Niedere Dienstgrade und Zivilpersonen kamen in den zwangsweise von den Rhedern freigeräumten Wohnungen unter. Ein Reiseverbot besagte, dass man sich nicht ohne Sondergenehmigung weiter als 35 Kilometer von Zuhause entfernen durfte.

Die noch nicht vorher geflohenen, nun zwangsevakuierten oft kinderreichen Rheder Familien fanden in den umliegenden Häusern außerhalb des Sperrgebietes und auf den Gehöften der Bauernschaften in der Umgebung Rhedes Unterkunft. Die Sperrzone durfte nur mit Sondererlaubnis zur Tageszeit zwischen 7 Uhr und 21 Uhr betreten werden. Sirenenalarme verkündeten Beginn und Ende der nächtlichen Ausgangssperre. Nach dem Kriegsende am 8. Mai durften Gartenbesitzer jeweils mittwochs für drei Stunden ihre Gärten bestellen. Die Briten wollten so die

Selbstversorgung der Bevölkerung aufrechterhalten. Ab 17. Juni konnten die meisten Häuser nach der zehnwöchigen Sperrzeit wieder von den Rhedern bezogen werden."

Dieses Bild von Flüchtlingen auf der Hardtstraße entstand am Karsamstag vor 75 Jahren.

Quelle/Autorin: Carola Korff im Bocholt-Borkener-Volksblatt vom 08. April 2020 / Fotos: Stadtarchiv Rhede

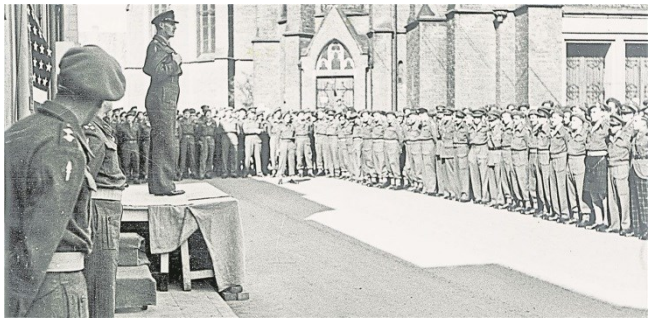
Siegesfeier ohne die Rheder Bevölkerung

RHEDE. Heute vor 75 Jahren endete mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands der Zweite Weltkrieg. In Rhede versammelten sich an diesem Tag um 10 Uhr morgens die hier stationierten britischen Einheiten auf dem Marktplatz zu einer Siegesparade, die von General John Crocker abgenommen wurde. Am folgenden Tag fanden fast überall in Europa große Freudenfeste statt, so auch in Rhede, wo die britischen Soldaten mit Feuerwerk, Musik und reichlich Alkohol ausgelassen feierten.

Die Rheder Bevölkerung konnte und durfte nicht dabei sein. Im Ortskern Rhedes gab es keine Rheder mehr. Die Besatzer hatten dort ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Aber auch ohne Zwangsausquartierung hätte der Bevölkerung wohl nicht der Sinn nach Feiern gestanden. Der damals achtjährige Franz-Josef Tinnefeld konnte vom Rand der Sperrzone, vom Zaun des Gudulaklosters aus, das Geschehen beobachten. Seine späteren Nachforschungen, unter anderem im Londoner Imperial War Museum, und weitere Akten des Rheder Stadtarchivs hat der ehemalige Volkshochschulleiter Bernhard Beckmann ausgewertet und Gespräche mit Zeitzeugen geführt. Beides wollte er in einer VHS-Veranstaltung präsentieren, die dann wegen der Corona-Krise ausfiel (das BBV berichtete). Für das BBV fasste er die Ergebnisse zusammen.

Bereits wenige Tage nach der Besetzung Rhedes am 30. März 1945 hatten die Briten demnach ihr Headquarter, ihren zentralen Befehlsstandort, vom linksrheinischen Walbeck in das Rheder Schloss, allgemein auch „Haus Rhede" genannt, verlegt. In den Wochen vorher waren zwar etliche Häuser, vor allem das Krankenhaus, durch die Bombardierung zerstört oder schwer beschädigt worden und mehr als 200 Menschen gestorben, insgesamt gab es aber im Ortskern keine großflächigen Zerstörungen.

„Die Anordnung der britischen Militärregierung zur Evakuierung des Ortskerns kam für die Rheder am 10. April völlig unerwartet", schreibt Beckmann in seinem Bericht über diese Zeit. Amtsinspektor Große-Heilmann habe mit einem Lautsprecherwagen durch die Straßen fahren und verkünden müssen, dass alle Bewohner einer genau bezeichneten Zone des Ortskerns diese bis zum 12. April um 21 Uhr zu verlassen hätten. Ein Raum in jedem Hause dürfe zum Abstellen von persönlichen Dingen abgeschlossen hinterlassen werden. Möbel hätten zurückzubleiben, Fahrzeuge dürften auf den Binnenwegen, nicht auf den Hauptverkehrsstraßen, zum Transport kranker und gebrechlicher Leute und kleiner Kinder benutzt werden. Jeder, der das Gebiet ohne Sondergenehmigung betrete, werde verhaftet. Ärzte, Schwestern, Hebammen, Verwaltungs- und Polizeibeamte sollten in der Nähe des Ortes bleiben. Unterkunft fanden die zwangsevakuierten Rheder bei Familien in den Häusern, die nicht in der Sperrzone lagen, und auf den Bauernhöfen rund um Rhede.



Am 8. Mai 1945 – heute vor 75 Jahren – hielt General John Crocker, der Oberkommandierende der britischen Einheiten, eine Rede auf dem Marktplatz. Die Rheder waren aus zu dem Zeitpunkt für zehn Wochen aus dem Ortskern verbannt – er diente den Briten als rechtsrheinischer Befehlsstandort.

In einer Siegesansprache richtete sich der Commander am 8. Mai an die Mannschaften des 1st Corps Headquarters, von denen viele im Lauf ihres Kriegseinsatzes vom ägyptischen El-Alamain aus über die Normandie bis nach Rhede gekommen waren. Beckmann berichtet: „Das Ende des

Krieges brachte für die ausgesperrte Bevölkerung von Rhede wenigstens den Vorteil, dass es ihr erlaubt wurde, ihre Gärten in der Sperrzone einmal wöchentlich jeweils am Mittwochnachmittag für zwei Stunden zu betreten, um die Frühjahrsbestellung vornehmen zu können. Ein Zugang zum Haus oder zur Wohnung blieb aber weiterhin untersagt. Die Sperre wurde erst am 17. Juni teilweise und am 19. Juni gänzlich aufgehoben.

Quelle/Autorin: Carola Korff im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 8. Mai 2020 / Foto: Stadtarchiv Rhede

Zu zwölft mit einer Wasserstelle

Bei Zeitzeugin Maria Schlütter waren Ausgebombte und Ausgesiedelte untergebracht

RHEDE. Bernhard Beckmann hat auch mit der ältesten Bürgerin Rhedes, der 103-jährigen Maria Schlütter, über ihre Kriegserinnerungen gesprochen. für sie war bereits 1944 ein schicksalsschweres Jahr gewesen. Ihr Bräutigam Bernhard Böing war im Januar 1944 in der Ukraine gefallen.

Die Heirat war für seinen nächsten Fronturlaub geplant gewesen. Ihr Bruder Heinrich wurde im März 1944 in der Ukraine schwer verwundet und blieb vermisst. Bruder Bernhard, Marinesoldat, wurde der Familie im Juni 1944 von seinem Schiffskommandanten als vermisst gemeldet. Ihr Vater starb im Dezember 1944 an Leukämie.

Maria Schlütter (103) hatte 1944 bereits ihren Bräutigam, zwei Brüder und den Vater verloren.

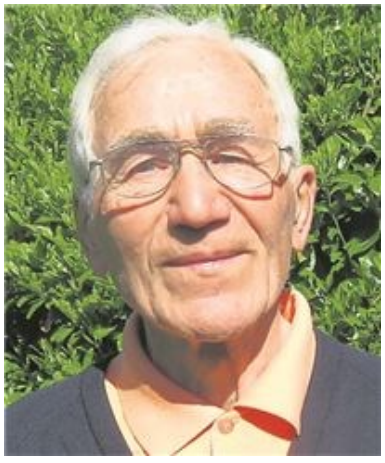
Über das Frühjahr 1945 erzählte Maria Schlütter: „In unserem Haus an der Leostraße wohnten wir zu der Zeit mit zwölf Personen. Zu uns vieren – Mutter, wir drei Kinder – kamen noch zwei uns zugewiesene Frauen, deren Wohnungen ausgebombt waren, mein Bruder mit Frau und Sohn und die Familie Olbing mit Mutter und zwei Kindern.“ Olbings waren aus dem Sperrgebiet zwangsausgesiedelt.

„Die Enge zwang alle, sich anzupassen. Es wurde zu dritt in einem Bett geschlafen. Das Wichtigste für gesundes Überleben war das ständige Achten auf Sauberkeit gewesen. Bei nur einer Wasserstelle im Haus war das nicht einfach. Aber Mutter legte größten Wert darauf.“

Bedrückende Stimmung endete

Alfons Enting hatte beim Anblick der Engländer ein Gefühl der Befreiung.

RHEDE. Zeitzeuge Alfons Enting (89) berichtete Beckmann, wie er im Mai 1940, als die Deutschen die Niederlande angriffen und besetzten, als Neunjähriger voller Begeisterung die Flugzeuggeschwader über Rhede Richtung Holland habe fliegen sehen. Diese Sicht des Kriegsgeschehens habe sich aber bald geändert.



Als Neunjähriger war Alfons Enting (89) noch kriegsbegeistert, doch das änderte sich schnell.

1942 sei sein 19-jähriger Bruder Heinz in Russland gefallen. Als mittlerweile Zwölfjähriger habe er am 22. Juni 1943 vom Gelände des Bocholter St.-Georgs-Gymnasium aus die alliierten Bomberstaffeln gesehen, die Richtung Ruhrgebiet flogen und an diesem Tag die „Buna-Werke“ in Marl bombardierten. Dabei sei sein dort dienstverpflichteter

Vater Wilhelm, der eigentlich Schuster war, unter eine umstürzende Betonwand geraten und an seinen Verletzungsfolgen gestorben. Die sieben noch lebenden Enting-Kinder hatten ihren Vater verloren.

„Als die Engländer auftauchten, hatten wir Jungen das Gefühl, befreit worden zu sein“, sagt Enting. „Monatelang hatten die unser Dorfbild bestimmenden bedrückenden Plakate mit Aufschriften wie: ‚Schweig! Der Feind hört mit!‘ oder der Anblick der vielen ausgemergelten ukrainischen und russischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter, die gezwungen wurden, Laufgräben zur Verteidigung von Rhede zu graben oder Panzersperren anzulegen, eine bedrückende Stimmung bewirkt. Das hatte nun ein Ende.“

„Die Briten haben alle Hofbewohner immer korrekt und höflich behandelt. Angst hatten wir nie“, erinnerte sich Antonia Grabert. Auf dem Hofgelände habe es drei Kochstellen gegeben, eine im umgebauten Hühnerstall. Dann und wann hätten die britischen Soldaten die bescheidenen Mahlzeiten der Rheder und Bocholter Familien mit lange entbehrter Schokolade oder Süßigkeiten bereichert. „Im Sommer 1945 zogen die Briten dann weiter, aber erst im Sommer 1946 war unser Hof frei von fremden Gästen. Zu vielen hatten wir noch lange Kontakt.“

Quelle/Autorin: Carola Korff im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 8. Mai 2020 / Fotos: Bernhard Beckmann, Rhede

Süßigkeiten von den Briten

Auf dem Hof von Antonia Grabert lebten monatelang rund 50 Fremde.

RHEDE-VARDINGHOLT. Die heute 96-jährige Antonia Grabert, geborene Tangerding, hatte im Alter von 21 Jahren den elterlichen Hof in Vardingholt, Am Rötering, geerbt, nachdem ihr Bruder Wilhelm 1942 gefallen war. 1948 heiratete sie Bernhard Grabert aus Velen. Die Zeitzeugin erzählte Beckmann, dass von 1944 bis 1946 auf ihrem Hof durchgehend 50 Personen, die nicht zur Familie gehörten, gelebt hätten. Es seien neben Geflüchteten aus Bocholt und Rhede zwei serbische Zwangsarbeiter, ein holländischer Melker und bis März 1945 einquartierte deutsche Soldaten sowie ab April 1945 britische Militärs und Familien aus der Sperrzone gewesen.

Antonia Grabert (96) sagt, vor den britischen Soldaten habe sie keine Angst gehabt.

Vor 75 Jahren war Feldmarschall Montgomery in Rhede

Zeitzeugenberichte: Im Juni 1945 besuchte der Oberbefehlshaber die britischen Truppen in der Stadt

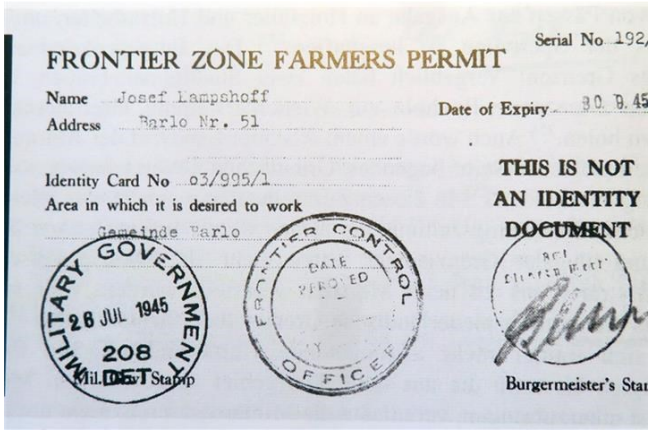
RHEDE. Im Juni 1945 hat Feldmarschall Sir Bernard Montgomery die britischen Truppen in Rhede besucht. Bernhard Beckmann schildert aus Zeitzeugenberichten die ersten Monate nach Kriegsende.

Den 8. Mai 1945 bezeichnet die Rhederin Elisabeth Kretschmer (89) heute noch als den „glücklichsten Tag in meinem Leben“. Britische Jeeps fuhren an ihrem Elternhaus in der Lindenstraße vorbei und verkündeten den Frieden. „Endlich hatte das Sterben und die ständige Angst ein Ende“. Ihre Kriegserinnerungen hatte sie Bernhard Beckmann für dessen geplante VHS-Veranstaltung zum Kriegsende geschildert, die der Corona-Pandemie zum Opfer fiel. Auch zum Geschehen der ersten Monate nach der Kapitulation haben sich die Befragten geäußert. Für das BBV hat Beckmann aus ihren Aussagen ein Zeitbild des Sommers 1945 in Rhede erstellt. Denn auf die Rheder warteten nach Kriegsende „keineswegs unbeschwerte Zeiten“, so Beckmann.

Die britischen Besatzer waren Anfang April gekommen und hatten bereits Mitte April eine Sperre des Rheder Ortsinneren und die Zwangsausquartierung der Bewohner verfügt. Sie brauchten Platz für ihre über tausend Soldaten des „1st British Corps“. Ihre militärische Führung war direkt dem britischen Oberbefehlshaber Bernard Montgomery unterstellt und zuständig für einen Bereich von Aachen bis Minden. Sie hatte im Rheder Schloss Quartier bezogen.

„Von Beginn an wollten die Briten jegliches Risiko ausschalten, dass Unruhen und werwolfartige Untergrundaktionen gegen sie aufkämen“, so Beckmann. Es gab eine nächtliche Ausgangssperre bis zum 7. September. Waffen, Munition und sogar Fotoapparate waren abzugeben. „Skurril mutet heute an, dass Brieftauben geschlachtet werden mussten und die Ringnummern der getöteten Tiere zu melden waren.“ Wehrmachtsuniformen, einschließlich Mützen, durften nur blau gefärbt getragen werden. Damit eröffnete sich der Textilfärberei Harde & Roessing nach der allgemeinen Auftragsflaute für kurze Zeit eine neue Marktnische.

„Entsetzen löste der Befehl der britischen Militärregierungen für die Landkreise Borken und Ahaus aus, dass von Gronau bis Anholt entlang der deutsch-niederländischen Grenze auf einer Breite bis zu zwei Kilometern alle Häuser mit Ausnahme der in geschlossenen Siedlungen ab dem 8. Mai zu räumen seien, die Bewohner ihr gesamtes Inventar und alles Vieh mitnehmen sollten und das Gebiet gegen Drohung harter Bestrafung nicht mehr betreten werden durfte, außer, man war im Besitz einer Zutrittserlaubnis“, schreibt Beckmann in seinem Bericht. „Damit sollten Übergriffe von aufgebrachten holländischen Bürgern auf Deutsche verhindert werden.“ So bekam Rhede eine zweite Sperrzone – das „Niemandsland“.


FRONTIER ZONE FARMERS PERMIT

Serial No 192

Name Josef Lampshoff

Address Barlo Nr. 51

Date of Expiry 30.9.45

Identity Card No 03/995/1

Area in which it is desired to work

Gemeinde Barlo

THIS IS NOT AN IDENTITY DOCUMENT

MILITARY GOVERNMENT 26 JUL 1945 208 Mil. Gov't Stamp

FRONTIER CONTROL DATE PASSED OFFICER

Burgermeister's Stamp

Bis 1952 waren solche Erlaubnisscheine nötig, um das „Niemandsland“ zu betreten. Foto: Stadarchiv

Ende Juni durften die Bewohner zwar ihre Felder wieder bearbeiten und das Heu und das Getreide einbringen – gelagert werden musste es allerdings außerhalb des „Niemandslandes“. Zeitzeuge Josef Langenbrink (85) berichtete: „Trotz drohender Gefängnisstrafen wurde geschmuggelt.“ Er wohnt am Burloer Klosterdiek und hat in lebhafter Erinnerung, dass ausgesiedelte Bewohner des „Niemandslandes“ wie auch deren Hausinventar und Vieh auf den nicht von der Sperre betroffenen Bauernhöfen am Klosterdiek aufgenommen wurden. Nach einem halben Jahr, im Oktober 1945, durften die Grenzlandbewohner wieder zurückkehren. Sie fanden nahezu alle Gehöfte und Häuser ausgeplündert vor. Fenster und Türen fehlten. Sie waren Objekt nächtlicher Raubzüge geworden.

Um sich ein eigenes Bild von der Situation in seiner ihm unterstellten Besatzungsregion zu machen, begab sich der Oberbefehlshaber der britischen Besatzungstruppen, Bernard Montgomery, nach Rhede. Am Vormittag des 2. Juni 1945 landete er mit einem kleinen viersitzigen Propellerflugzeug auf einem Behelfsflugplatz, einer Weidefläche, im Gebiet des heutigen Rheder Klärwerks. General John Crocker, Befehlshaber des 1st British Corps, begrüßte den hohen Gast, der sich für zwei Übernachtungen im Rheder Schloss einquartierte.

Feldmarschall Sir Bernhard Montgomery (2. von links) besuchte das Gebiet des ersten Korps (Rhede) und wurde von Generalleutnant Sir John Crocker (links) begrüßt. Das Propellerflugzeug landete auf einer Weide in der Nähe des heutigen Klärwerks.
© Imperial War Museum

Auf Montgomerys Inspektionsprogramm standen die Besuche von „Displaced Persons Camps“ in Haldern und Hamminkeln sowie die Inspektion der ersten „festen“ Brücke über den Rhein in Rees. Am Vormittag des 4. Juni – Stunden vor seiner Abreise – sprach Montgomery zu den Mannschaften des 1st Corps, die auf dem Rheder Marktplatz Aufstellung genommen hatten. Die Rheder waren wegen der noch zwei weitere Wochen dauernden Ortssperre nicht dabei. Am folgenden Tag befand sich Montgomery bereits in Berlin, um mit den Oberbefehlshabern der drei anderen Siegermächte, Dwight D. Eisenhower für die USA, Georgi Schukow für die UdSSR und Jean de Lattre de Tassigny für Frankreich die Ausgestaltung ihrer Hoheitsgewalt über das in vier Besatzungszonen aufgeteilte Deutschland auszuhandeln.

Quelle/Autorin: Carola Korff im Bocholt-Borkener Volksblatt vom 08. Juni 2020

„Wir brauchten keine Angst mehr vor Bomben zu haben“

STADTLOHN. Marianne Demes ist bei Kriegsende am 8. Mai 1945 fünf Jahre alt. Die heute 80-jährige Stadtlohnerin erinnert sich an die letzten Kriegstage, die „Stunde Null“ und den Hunger auf Brot.

Die „Stunde Null“, das steht gemeinhin für den Zusammenbruch Deutschlands am Ende des Zweiten Weltkriegs. Es ist die Zeit vom Ende des Bombenkriegs über den Moment der Besetzung bis zu den Anfängen der alliierten Besatzungsherrschaft. Das Kriegsende jährt sich am 8. Mai zum 75. Mal. Franz-Josef und Marianne Demes aus Stadtlohn hätten am 22. März in der St. Otger-Kirche in einer Gedenkstunde an die Schrecken des Krieges und an dessen Ende erinnern sollen. Die Veranstaltung wurde aufgrund der Corona-Beschränkungen abgesagt. Im Gespräch mit unserer Redaktion erinnert sich Marianne Demes, bei Kriegsende fünf Jahre alt, an das Frühjahr 1945, die „Stunde Null“, und schildert Episoden. „Das vergisst man nicht“, sagt sie über das Erlebte. „Ich weiß das noch wie heute.“

Dabei hat Marianne Demes, geborene Hamachers, den 8. Mai 1945 nicht als besonderen Tag erlebt. „Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, dass dies ein besonderer Tag in unserer Familie war. Mit dem Einzug der Alliierten Ende März war der Krieg für uns schon zu Ende. Wir brauchten keine Angst mehr vor Bomben und Fliegern zu haben.“

Marianne Demes war bei Bauer Wenning als die Front durch Stadtlohn zog. „Wir saßen im Bunker in der Nacht vom Karfreitag, 30. März auf Karsamstag, 31. März.“ In dieser Nacht zogen die Engländer durch Stadtlohn, das durch mehrere Luftangriffe fast vollständig zerstört worden war.

Die Engländer kämpften sich nach den Erinnerungen von Marianne Demes Ende März die Reichsstraße R 70 Richtung Ahaus frei. Gegenwehr gab es nicht – bis zum Haus Keizers am Ortsausgang. Dort hatten sich einige Männer vom Volkssturm verschanzt. Hitlers letztem Aufgebot aus alten Männern und Schülern. „Sie meinten, mit dem Abschuss eines Panzers den Krieg doch noch gewinnen zu können.“ Also schossen sie den ersten Panzer der Briten mit Panzerfäusten ab. Der zweite Panzer kehrte daraufhin zurück und meldete den Vorfall. „Dann kam der Befehl der Briten, alle Häuser links und rechts der Straße in Brand zu schießen, auch unser Haus, das bis dahin unbeschädigt war.“

Zwei Panzergeschosse trafen das Gebäude. Eines schlug ins Dach ein, das zweite setzte das gesamte Treppenhaus in Brand und damit alle Zimmer. „Sie brannten alle aus, bis auf die Küche und ein kleines Wohnzimmer.“ Der Herd war zum Glück erhalten geblieben. „Aber alles andere Wertvolle war geschmolzen oder verbrannt, selbst die Kartoffeln im Keller.“ Ihre Mutter Johanna berichtete der kleinen Marianne: „Die Engländer wären einfach weitergezogen und unser Haus hätte den Krieg unbeschadet überstanden, wenn nicht diese Idioten gewesen wären.“

Gleich nach Ostern ging es für Marianne Demes, ihre 13-jährige Schwester und ihre Mutter zurück ins ausgebrannte Haus. „Wir hatten ja zum Glück noch die beiden kleinen Zimmer, sodass wir nicht wie andere beim Bauern bleiben mussten.“ Ihre Mutter musste sich alleine um die Instandsetzung des Hauses an der Hengelerstraße kümmern. Es fehlten vor allem Dachpfannen. Die bekamen die Hamachers von Bauern in Velen. „Sie hatten Dachpfannen oft neben einem Schuppen gelagert und Velen war ja nicht zerstört worden.“

Marianne Demes erinnert sich daran, dass die Holländer gleich nach dem Ende des Krieges damit begannen, Wälder abzuholzen. „Der ganze Baumbestand des Lohner Bruchs wurde radikal abgeholzt, dicke Eichen und Buchen.“ Das Holz gehörte zu Reparationsleistungen der Deutschen. Am Wohnhaus der Hamachers an der Hengelerstraße fuhren jeden Morgen Lastwagen der Holländer vorbei. „Wir Kinder warteten schon am Straßenrand, um leckere Weißbrotschnitten mit Schinken oder Wurst zu ergattern, die von den Holländern vom Wagen runtergeworfen wurden. Wir riefen immer Boteram, Boteram und wer Glück hatte, bekam ein Schnitte.“ Marianne Demes gehört nie zu den Glücklichen. „Ich habe nie eines abbekommen von diesen köstlichen Broten.“

Die Sorge der Menschen bestand im Mai 1945 hauptsächlich darin, etwas Essbares zu bekommen – vor allem Brot. „Ich kann mich erinnern, dass meine Mutter oder Schwester früh in der Nacht aufstanden, um bei Bäcker Heming ein Brot zu ergattern. Dessen Backofen war nicht zerstört worden.“ Ihre Mutter fuhr auch manchmal nach Gescher, um ein Brot zu erstehen. „Oftmals kam sie aber ohne Erfolg zurück.“

Als die Alliierten das Elend der Zivilbevölkerung erkannten und die Lebensmittelengpässe sahen, schickten sie Maismehl nach Deutschland. Marianne Demes: „Sie hatten aber

nicht bedacht, dass Maismehl in Deutschland völlig unbekannt war. Die Bäcker wussten nicht damit umzugehen. Das frisch gebackene Brot schmeckte zwar gut, aber man konnte nur Stücke davon abbrechen und es war zu klebrig, um Scheiben davon zu schneiden. Am nächsten Tag war es steinhart und man konnte auch dann keine Scheiben schneiden und auch sonst nichts damit anfangen."

Auf dem Land habe die Bevölkerung aber noch mehr oder weniger gut überleben können. „Jeder kannte meist einen Bauern, der ihm etwas zu essen gab." Jedes Jahr im Herbst bekamen die Hamachers neun Zentner Kartoffeln von Bauer Schulze Erning. „Auch während der Kriegs- und der Nachkriegsjahre. Das war unser Glück, es war unser Hauptnahrungsmittel." Jeden Abend gab es Bratkartoffeln, aber es fehlte direkt nach dem Krieg das Fett zum Braten.

Als der Zweite Weltkrieg vor 75 Jahren endet, ist Marianne Demes ein fünfjähriges Mädchen. Etwas anderes als den Krieg, als Angst vor Bombardierungen, kennt sie nicht. Eine Kindheit im Krieg. „Worunter ich am meisten gelitten habe, war, dass ich keine Puppe zum Spielen hatte", sagt sie 75 Jahre später. Alle Puppen waren im Haus verbrannt. Aber was sind die Wünsche eines kleinen Mädchens gegenüber dem Wiederaufbau des Hauses? „Statt der Puppen habe ich nachher die Kinder von Nachbarinnen aufgepasst. Das waren dann meine lebenden Puppen", erzählt Marianne Demes.

Ihr Vater kehrt kurz vor Weihnachten 1945 aus russischer Gefangenschaft zurück. „Für mich war er ein fremder Mann und ich war für ihn auch fremd. Als er in den Krieg musste, war ich ein Kleinkind, und als er wieder heimkam, war ich sechs Jahre alt." Seine Sorge galt dem Wiederaufbau des Hauses, das dauerte Jahre. „Praktisch solange er lebte." Marianne Demes' Vater starb 1967.

Quelle/Autor: Christian Bödding in der Münsterlandzeitung vom 08. Mai 2020

Neuanfang in Ruinen und bei bitterer Kälte

April 1945: Kriegsende und Beginn des Wiederaufbaus

GRONAU. Vor 75 Jahren endet in Gronau die Herrschaft der Nationalsozialisten. Englische Truppen rücken an. Wenige Tage zuvor haben Flieger die Stadt bombardiert. Schon kurz nach der militärischen Besetzung der Stadt wird versucht, die Verwaltungsstrukturen wieder aufzubauen. Gronau hat als Grenzstadt mir besonderen Herausforderungen zu kämpfen.

Ende März 1945. Über den Rundfunk strahlen aus Berlin noch die letzten den Führer verherrlichenden Reden und Durchhalteparolen von Propagandaminister Goebbels aus dem Äther. In Gronau werden derweil schon die allerletzten Tage des nationalsozialistischen Dritten Reichs gezählt. Am 20. März hat die Stadt den für sie schlimmsten Angriff des gesamten Krieges durchlebt, einen groß angelegten Bombenabwurf alliierter Flieger, der Teile des nördlichen Stadtzentrums in Schutt und Asche legte und fast 100 Menschen das Leben kostet. Zu den Toten zählt auch der Gronauer Bürgermeister Fritz Köster. Weite Bereiche der Altstadt, der innerstädtischen Industrieflächen, die Mennoniten-Kirche, Teile der Gildehauser Straße, der Bahnhofstraße und das dortige Rathaus liegen in Trümmern.

Die Gildehauser Straße nach dem Bombardement.

Den aus Richtung Bocholt-Coesfeld-Ahaus anrückenden englischen Bodentruppen versucht Hitlers letztes Aufgebot noch etwas entgegenzusetzen. Die Gronauer Bevölkerung selbst hat sich im März geweigert, die Stadt zu räumen und sie zur Verteidigung dem Volkssturm zu überlassen. Ostern 1945 (1. April) kommt es zu den letzten Kampfhandlungen im Bereich des Amtsvenns. Der dadurch provozierte Artilleriebeschuss durch englische Panzer zerstört weitere Häuser der Stadt. Die Gronauer verbringen diese Stunden meist in Kellern, bis sich die deutschen Resttruppen in Richtung Gildehaus, Bentheim absetzen. Vorher sprengen sie noch die meisten der Gronauer Brücken, ohne Rücksicht auf weitere zivile Gebäudeschäden. Hitlers „Nero-Befehl" vom 19. März 1945 - alle militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes zu zerstören" – findet in Gronau im eigentlichen Sinne jedoch keine Anwendung.

Am Ostermontag rücken englische Truppen aus dem Raum Epe, Alstätte und Enschede in die Stadt, ohne dass es zu weiteren Kampfhandlungen kommt. Allerdings herrscht in den folgenden Tagen, da jede Ordnung und Versorgung zusammengebrochen sind, zunächst das blanke Chaos. Zudem kommt es in Gronau zu zahlreichen Plünderungen, die unter anderem, aber nicht nur von den in der Stadt befreiten Zwangsarbeitern vorgenommen werden. Die Diktatur, das Unrecht des NS-Staates, die allgemeine Not und das Elend sowie das Fehlen zunächst aller staatlichen Kontroll- und Lenkungsorgane führt auch in Gronau zu Missständen, die insbesondere das Wirtschaftsleben der ersten Nachkriegsjahre prägen. Die englische Militärregierung ist April 1945, nachdem sie ihren militärischen Auftrag im nordwestlichen Grenzbereich erfüllt hat, für den Neubeginn eines geordneten zivilen Lebens auch in Gronau zuständig. Der Oberbefehlshaber der britischen Besatzungstruppen, Generalfeldmarschall Montgomery, verkündet im Juni 1945: „Es ist unsere vorrangige Aufgabe, für Nahrung, Unterkunft und Gesundheit der Bevölkerung zu sorgen.“ Die wichtigste Voraussetzung dafür ist aber unmittelbar nach dem Ende der Kampfhandlungen die Reorganisation der Verwaltung, die auf der staatlichen Ebene zusammen mit der nationalsozialistischen Diktatur ersatzlos zusammengebrochen ist. Die ersten Schritte in die zivile Normalität finden daher auf der kommunalen Ebene statt, wo die notwendigsten Strukturen zur Versorgung und Sicherheit der Bevölkerung neu aufgebaut werden.

Wenige Tage nach der militärischen Besetzung der Stadt wird der Gronauer Rechtsanwalt Kurt Ackermann von der Militärregierung als kommissarischer Bürgermeister eingesetzt. Zunächst gibt es nur Lebensmittel für wenige Tage in der Stadt, zur Beschaffung weiterer Vorräte beschlagnahmt Ackermann sämtliche der wenigen verfügbaren zivilen Fahrzeuge. Die weitere Versorgung wird rationiert und nur gegen Lebensmittelkarten ausgegeben. Die Wasserversorgung gelingt relativ schnell, der Strom wird zunächst behelfsmäßig im Kraftwerk der Baumwollspinnerei Gronau für die Stadt produziert. Allerdings gibt es keine intakten Gasleitungen mehr, Ersatzbrennstoffe wie Torf und insbesondere Holz, das zum Teil rücksichtlos in der Umgebung geschlagen wird, erweisen sich bald als unzureichend. Viele Gronauer Familien sollen im Winter 1945/46 bitter frieren.
Gronau ist als Grenzstadt zu den vom Deutschen Reich überfallenen und besetzten Niederlanden in besonderem Maße von den militärischen und politischen Konsequenzen der Niederlage betroffen. Mit dem Kriegsende werden die Übergänge hermetisch abgeriegelt und eine Sperrzone von 1000 Meter Breite entlang der Grenzlinie von Bewohnern freigeräumt, die die zunächst verfeindeten Nachbarn voneinander trennt. Etwa 400 Familien bzw. 1800 Menschen müssen sich innerhalbweniger Tage nach einer neuen Bleibe umsehen. Die Sperrzone bleibt bis zum November 1945 ein „Niemandsland“, freilich nicht völlig unbelebt, denn der grenzüberschreitende Schmuggel, an dem sich viele Gronauer Jugendliche, sogar Kinder beteiligen, bildet einen nicht unbeträchtlichen Teil der notwendigen lokalen Versorgung.

Warten auf den "Hamsterzug" am Bahnhof Gronau kurz nach dem Kriegsende.

Die Wiederbelebung der Gronauer Textilindustrie beruht auf dem Zusammentreffen mehrerer positiver Umstände. Vor allem sind die Fabrikgebäude mit ihren Maschinen überwiegend produktionsfähig erhalten geblieben. Lediglich bei den beiden Betrieben von Mathieu und Gerrit van Delden ist es durch Bombeneinwirkung zu nennenswerten Schäden der Betriebsanlagen gekommen. Allerdings kommt die Produktion 1945 vorerst infolge von Rohstoff- und Kohlenmangel sowie fehlender Arbeitskräfte fast vollständig zum Erliegen. Zudem sind Ersatzteile für Maschinen sowie Baustoffe nur über Kompensationszuwege (Naturalausgleich) zu bekommen. Die Wiederinbetriebnahme der Gronauer Textilwerke verläuft danach aufgrund der Zwangsbewirtschaftungsmaßnahmen der Militärregierung relativ langsam. Erst die Währungsreform im Juni 1948 und der Marshall-Plan mit der Option günstiger Investitionsgelder bringt die Textilindustrie wieder richtig in Schwung. Billige Baumwolle und günstige Arbeitskraft durch die Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen begünstigen zudem den konjunkturellen Aufschwung.

Gemäß der britischen Doktrin einer schrittweisen Demokratisierung dürfen sich bereits wenige Monate nach Kriegsende wieder politische Gruppierungen bilden. Hierzu hat die Militärregierung am 15. September 1945 zwei Verordnungen über die Zulassung von Parteien und deren Arbeit in der Öffentlichkeit erlassen. Noch im selben Monat finden erste Ansätze einer Wiederbelebung des Zentrums (DZP) statt. Die Sozialdemokraten stellen zwei Monate später für den gesamten Kreis Ahaus den Antrag auf Genehmigung der SPD als politische Partei. Die KPD, die in Gronau vor

dem Krieg vergleichsweise stark vertreten war, reorganisiert sich ebenfalls. Mit der von ehemaligen Zentrumsmitgliedern gegründeten CDP (Christlich-Demokratischen Partei), der späteren CDU, bereichert eine Neugründung die sich sukzessive bildende Parteienlandschaft. Daneben zeichnet sich der Gronauer Fabrikant Joachim von Ostau als fleißiger Parteigründer aus – allerdings ohne nachhaltigen Erfolg.

Das zerstörte Gronauer Rathaus nach dem 20. März 1945.

Auch wenn nach dem Kriegsende lange Zeit von einer echten Selbstverwaltung der Kommunen keine Rede sein kann, legen die westlichen Besatzungsmächte schnell Wert auf autonom funktionierende Verwaltungs- und damit Versorgungsstrukturen, die in den Städten und gemeinden gefördert und etabliert werden. Einerseits wird Gronau von den Engländern im Spätsommer 1945 noch als Verfügungsmasse für die Wiedergutmachungsansprüche der Niederlande gehandelt, andererseits wird zur selben Zeit mit Zustimmung der Militärregierung ein Bürgerausschuss gebildet, welcher das städtische Verwaltungswesen auf allen gebieten des Zusammenlebens neu aufbauen soll. Dieser wird im November mit der Ernennung eines Gronauer Stadtrates ersetzt.

Mehr als die anderen Besatzungsmächte verfolgen die Briten das Ziel, den Prozess der Demokratisierung Deutschlands durch die Übertragung des eigenen kommunalpolitischen Leitbildes zu fördern. Nach diesem Muster sind der Rat und der diesem vorstehende ehrenamtliche Bürgermeister das alleinige Organ der politischen Beschlüsse der Stadt. Die Verwaltung, an ihrer Spitze der Hauptverwaltungsbeamte (Stadtdirektor), bildet lediglich die Ausführungsinstanz. Dieses System, hinter dem die Idee einer strikten Trennung von Amt und Mandat sowie einer politisch neutralen Verwaltung steht, sollte sich in Norddeutschland ein halbes Jahrhundert halten. Erst in der Mitte der 90er-Jahre wird die kommunale Doppelspitze (Bürgermeister und Stadtdirektor) auch in Gronau aufgegeben und dem gewählten Bürgermeister die Leitung der Verwaltung übertragen.

Am 22. Februar 1946 wird der Ratsherr Franz Kerkhoff, der als solcher bereits seit 1909 bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 tätig gewesen ist, zum Bürgermeister der Stadt Gronau gewählt. Zum ersten Stadtdirektor Gronaus für die Dauer von sechs Jahren bestimmte der Rat den Verwaltungsjuristen Dr. Ernst Tremöhlen. Dieser tritt wegen Erreichung seiner Altersgrenze bereits ein Jahr später in den Ruhestand, sein Nachfolger wird Regierungsrat Dr. Reinhardt, der bis 1933 das Hauptzollamt Gronau geleitet hat und seitdem im Wirtschaftsministerium tätig gewesen ist. Bürgermeister Kerkhoff, der 1946 sein Amt im respektablen Alter von 68 Jahren annimmt, wird dieses volle acht Jahre sehr erfolgreich ausfüllen. In Würdigung seiner Verdienste verleiht ihm die Stadt Gronau 1955 den Titel „Ehrenbürgermeister“.

Die größte Herausforderung für die neu installierte Stadtverwaltung liegt ab 1945 in der Unterbringung der Flüchtlinge. Die Stadt gilt innerhalb des Kreises Ahaus als wenig zerstört und muss deshalb besonders große, von der Militärregierung zugewiesene Flüchtlingskontingente unterbringen. Insbesondere aus den ehemaligen deutschen Ostprovinzen jenseits der Oder/Neiße-Linie treffen zahllose Transporte der von dort vertriebenen Bevölkerung im Kreis Ahaus ein und werden auf dessen Städte und Dörfer verteilt. Sind in Gronau 1945 zunächst 235 Ostflüchtlinge registriert, steigt diese Zahl bis Ende 1948 auf 3451 Heimatvertriebene und Flüchtlinge. Deren Unterbringung in den als Folge des Krieges stark eingeschränkten Bestand an vorhandenen Wohnungen bleibt auf Jahre eine kommunalpolitische Kardinalfrage, die erst mit dem Wohnungs- und Siedlungsbau der 1950er-Jahre endgültig gelöst werden kann.

Vorerst gilt es aber, die dringendste Not zu lindern und insbesondere den Flüchtlingen das Überleben zu sichern. Die vorläufige Unterbringung erfolgt zunächst in provisorischen Sammellagern, die in Gemeinschaftsräumen der Textilfirmen, in Schulen, Turnhallen und im Wartesaal des Bahnhofs eingerichtet werden. Um sie zu versorgen, werden Hausrat, Bettzeug und Decken gesammelt. Im Frühjahr 1946 richtet die Stadt Gronau in der Wilhelmschule eine Volksküche für Personen ohne Kochgelegenheit ein. Bis zu drei Mal täglich werden bis zu 1500 warme Mahlzeiten zubereitet und ausgegeben. Zudem hat das amerikanisch/kanadische Mennonite Central Commitee (MCC) die Stadt Gronau als Durchgangslager für insgesamt 2000 mennonitische Ostflüchtlinge vorgesehen, die ab 1947 von hier aus ihre Reise in den amerikanischen Kontinent antreten. Sie bleiben bis in die 50er-Jahre in größeren und klei-

neren Gruppen über Tage, Wochen und Monate in verschiedenen Unterbringungsmöglichkeiten Gronaus, gefördert auch durch die Unternehmerfamilien der van Deldens.

Das Gronauer Flüchtlingswesen verändert die Bevölkerungsstatistik der Stadt ab 1945 nachhaltig: Im Sommer 1945 verzeichnet das Einwohnermeldeamt in Gronau noch 17 926 Einwohner, die Zahl sollte sich bis zum Herbst 1948 auf 23 062 erhöhen. Auch die Gemeinde Epe verbucht in diesen Jahren einen Bevölkerungszuwachs von zirka 2500 Personen.

Quelle/Autoren: Gerhard Lippert und Eckhard Bohn in den Westfälische Nachrichten vom 04. April 2020
Fotos: Stadtarchiv Gronau

Grußworte: Patrick Welman, Bürgermeister von Oldenzaal

ENSCHEDE. Eigentlich hatte Patrick Welman, Bürgermeister von Oldenzaal, auf der Veranstaltung der Euregio-VHS Gronau, der Heimatvereine Epe und Gronau sowie des Förderkreises „Alte Synagoge Epe“ ein Impulsreferat über das Kriegsende 1945 in Twente halten wollen. Da dieser Termin jedoch der Corona-Pandemie zum Opfer gefallen ist, veröffentlichen wir den Text des Bürgermeisters als Grußwort und Appell an die Bevölkerung von Gronau und Epe in den WN. Patrick Welman schreibt:

4. und 5. Mai sind charaktervolle Tage

Am 4. Mai gedenken wir in den Niederlanden auf eine zurückhaltende Weise aller Niederländer, die seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Kriegssituationen und Friedensoperationen ums Leben gekommen sind. Am 5. Mai feiern wir normalerweise in großem Rahmen das Fest der Freiheit. Dann lassen wir deutlich erkennen, dass wir für weltweite Freiheit einstehen. In diesem Sinne sind der 4. und 5. Mai, obwohl unterschiedlich im Charakter, untrennbar miteinander verbunden.

Raum für Geschichten

Was in der Geschichte des 4. und 5. Mai sofort auffällt, sind die Vielfalt und die Verschiedenheit im Erleben. Menschen haben alle ihre individuellen Erfahrungen und Erinnerungen gemacht in ihren eigenen spezifischen Umständen, in Zeit, Ort und Land. Das ist auch unmittelbar die Kraft der Art und Weise, wie wir in den Niederlanden gedenken: Es ist Platz für alle Geschichten. Geschichten, die wichtig sind, die nicht in Vergessenheit geraten dürfen und immer neu erzählt werden müssen. So rufen wir uns immer wieder ins Bewusstsein, dass ein Leben in Freiheit nicht selbstverständlich ist, sondern ein kostbares Gut darstellt. Kurzum, Freiheit ist verletzlich. Ebenso die Tage, an denen wir gedenken und feiern.

Verbundenheit

In den vergangenen Jahrzehnten sind die Tage des 4. und 5. Mai Tage der Verbundenheit geworden. Verbundenheit zwischen Menschen, für die Kriegsgewalt, Verfolgung oder der Kampf gegen die Unfreiheit eine lebendige Erinnerung darstellt. Aber auch Verbundenheit zwischen Jung und Alt sowohl in den Niederlanden als auch bei Ihnen in Deutschland. Auf lokaler und regionaler Ebene sehen wir immer häufiger, dass Organisationen auf beiden Seiten der deutsch-niederländischen Grenze eine gegenseitige Annäherung suchen, um gemeinsam über das Erbe des Zweiten Weltkrieges und die heutigen Kriegs- und Friedenshandlungen nachzudenken.

Jüngeren bewusst machen

Immer öfter werden grenzüberschreitende Projekte organisiert, die jüngeren Menschen die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges und das Verständnis für Begriffe wie Widerstand, Kollaboration und Verfolgung bewusst machen sollen. Ein Beispiel dafür ist aus meiner Sicht jene Veranstaltung, die von der Volkshochschule Euregio-VHS Gronau, den Heimatvereinen Gronau und Epe unter Mitwirkung des Förderkreises „Alte Synagoge Epe e.V.“ am 19. Mai 2020 organisiert werden sollte. Als vor einiger Zeit die Frage an mich gestellt wurde, ob ich an der Veranstaltung „1945 – Kriegsende im Dreiländergebiet: Neubeginn zwischen Verzweiflung und Hoffnung“ mitwirken wolle, habe ich natürlich sofort zugesagt. Leider kann diese Veranstaltung aufgrund der Maßnahmen, die erlassen wurden, um die Verbreitung des Coronavirus zu verhindern, nicht stattfinden. Gern hätte ich mit Ihnen Gedanken austauschen und Erfahrungen teilen wollen über unsere Nachbarschaft. Hoffentlich wird es bald eine andere Gelegenheit dazu geben.

75 Jahre Freiheit

75 Jahre Freiheit wollten wir in Oldenzaal in großem Rahmen feiern. Viele Freiwillige hatten eine Themenwoche mit zahlreichen Aktivitäten für Jung und Alt organisiert. In diesem Jubiläumsjahr gedenken und feiern wir notgedrungen bei uns zu Hause. Aber durch den Gebrauch der heutigen digitalen Möglichkeiten können wir doch gemeinsam über die Bedeutung des 4. und 5. Mai nachdenken.

Niederländischer Befreiungstag am 5. Mai

Ich würdige die Initiative meines Kollegen Rainer Doetkotte, Ihres Bürgermeisters, an Ihrem Rathaus in Gronau während des Nationalen Niederländischen Befreiungstages die niederländische Flagge zu hissen. Ebenso habe ich Bewunderung für die Kirchen in Gronau und Epe. Ich habe gehört, dass sie sich der Initiative in Twente anschließen, die Feier der niederländischen Befreiung durch das Läuten der Kirchenglocken am 5. Mai (von 8.00 bis 8.05 Uhr am Morgen) anzukündigen.

Solches Verhalten, erst recht in dieser heutigen Krisenzeit mit vielen Einschränkungen und großem Kummer, sagt für mich eine Menge aus. In diesem Jahr gibt es keine Befreiungsfestivals oder andere Feierlichkeiten, wohl aber das Gefühl von Verbundenheit und Zusammengehörigkeit, insbesondere mit unseren deutschen Nachbarn. Für mich bedeutet das eine sehr schöne Erfahrung und eine Entwicklung, die mich optimistisch stimmt im Hinblick auf unsere Zukunft.

Herzlichen Dank für Ihr Interesse. Halten Sie weiterhin Abstand und bleiben Sie gesund.

Patrick Welman
Burgemeester Oldenzaal

Quelle/Autor: Abgedruckt in den Westfälischen Nachrichten Gronau am 05. Mai 2020

Rainer Doetkotte, Bürgermeister der Stadt Gronau

Fahnen gehisst als Zeitzeichen und Symbol der Verbundenheit

GRONAU. Auch Bürgermeister Rainer Doetkotte wäre bei der gemeinsamen Veranstaltung von Euregio-VHS Gronau, der Heimatvereine Epe und Gronau sowie des Förderkreises „Alte Synagoge Epe“ zum Ende des Zweiten Weltkrieges und zum Neubeginn als Referent dabei gewesen. Weil die Veranstaltung ausfallen muss, hier sein Beitrag:

Von meinem Schreibtisch aus schaue ich auf drei Flaggen, die wir als Stadt Gronau heute am 5. Mai 2020 vor unserem Rathaus gehisst haben. Es sind die niederländische Flagge, die Europa-Flagge und die Fahne mit dem Wappen unserer Stadt Gronau. Auch vor dem Amtshaus in Epe haben wir diese Fahnen gehisst. Für uns sind sie Zeichen guter nachbarschaftlicher Beziehungen. An diesem Tag wehen sie als Symbole der Verbundenheit, als Zeitzeichen der Erinnerung, die wir besonders zu unseren nachbarschaftlichen Gemeinden nach Losser, Oldenzaal und Enschede und in viele andere Orte im niederländischen Twente senden.

Für unsere niederländischen Nachbarn ist dieser Tag 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Ende der deutschen Besatzung, ein gefeierter Tag der Befreiung. In den Medien diesseits und jenseits der deutsch-niederländischen Grenze kommen hochbetagte Zeitzeugen zu Wort. Sie erzählen, wie es war – damals. Von der Zeit, die angefüllt war mit Schrecken und Gewalt, mit Angst und mit Leid und der bangen Hoffnung auf Freiheit und Frieden.

„Danke“ sage ich im Namen von Rat und Verwaltung dem „Förderkreis Alte Synagoge Epe“, dessen Anliegen mit der Fahnen-Aktion solidarische Zeitzeichen zu setzen, wir aufgegriffen haben. Wir meinen, dass unser Gronauer Engagement zum niederländischen Befreiungstag als Zeichen aufrichtiger Erinnerung verstanden wird. Diese Botschaft ist angekommen, versicherten uns nach ersten Gesprächen dazu die Bürgermeister von Enschede, Losser und Oldenzaal. In den vergangenen 25 Jahren hatten wir als Stadt Gronau auf Einladung unserer niederländischen Nachbarn an Feierlichkeiten zum Befreiungstag teilgenommen. Aufgrund der Corona-Krise sind die Feierstunden in diesem Jahr abgesagt worden.

Die Tage des Kriegsendes vor 75 Jahren sind Tage der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mussten. Es sind Stunden und Tage des Nachdenkens über den Gang der Geschichte, in der zwei Weltkriege von deutschem Boden ausgingen. Der Tag der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 markiert das Ende eines Irrwegs Deutscher Geschichte, die – nicht erst zuletzt – mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft erfüllt war. Die meisten Deutschen hatten geglaubt, für eine gute Sache zu kämpfen und zu leiden. Nun stellte sich heraus, wie sinnlos und vergeblich alles gewesen war. Es hatte den unmenschlichen Zielen einer verbrecherischen Führung gedient. Mit Blick in die Geschichte wurde klarer: Die Kapitulation Deutschlands am 8. Mai war auch für die Generation unserer Großeltern und Eltern ein Tag der Befreiung – wenn auch ohne Siegesfeiern. Das Ende des Zweiten Weltkriegs hat Deutschland vom menschenverachtenden System nationalsozialistischer Gewaltherrschaft befreit.

In diesen Tagen gedenken wir in Trauer aller Toten des Kriegs und der Gewaltherrschaft. Wir gedenken insbeson-

dere der sechs Millionen ermordeter Juden. Auch in Gronau vor 1945 wurden jüdische Mitbürger gehasst, verfolgt, gedemütigt, geschlagen und später umgebracht. Wenn wir uns mit diesen Erfahrungen versöhnen wollen, müssen wir verstehen, dass es Versöhnung ohne Erinnerung nicht geben kann. Das muss hier bei uns in Deutschland gesagt werden und überall dort, wo in Europa rechtsextremes Gedankengut aufkeimt und sich antidemokratische Entwicklungen entwickeln wollen. Die Aufgabe für uns, die Nachgeborenen, lautet: Die Augen vor der Vergangenheit nicht zu verschließen. Hinzuschauen, gerade in der Gegenwart. Sich der Unmenschlichkeit zu erinnern, um für neue Ansteckungsgefahren nicht anfällig zu werden. Als Kind der nächsten Generation haben mir unsere niederländischen Nachbarn die Hand gereicht, um mit den Gedankeneiner versöhnenden Erinnerung eine friedliche Zukunft hier in unserer Region, der Euregio, mitzugestalten. Heute reichen wir uns weiterhin die Hände für ein freies, friedliches und gemeinsames Europa.

Mit den Gemeinden in der EUREGIO haben wir in Friedenszeiten vieles erreicht. Darum geht es jetzt und immer wieder aufs Neue: An die Erfolge anzuknüpfen. Dazu wird die Stadt Gronau auch in Zukunft ihren unübersehbaren Beitrag leisten.

Rainer Doetkotte
Bürgermeister

Quelle: Abgedruckt in den Westfälischen Nachrichten Gronau am 05. Mai 2020

„Für uns Kinder waren das Abenteuer“

Der Buterländer Fritz Dropmann erinnert sich an den Krieg und dessen Ende 1945

GRONAU. Auf ein 87-jähriges Leben blickt der Gronauer Fritz Dropmann nun zurück, ein Leben, welches er fast ausschließlich in dieser Stadt geführt hat. Es gibt kaum Gronauer Namen, die der langjährige Textilarbeiter nicht einordnen kann, sein engeres Lebensumfeld bildete das Buterland, wo er aufwuchs und heute noch lebt. Ein einjähriges Intermezzo in der Zeche Oberhausen kurz nach dem Eintritt ins Berufsleben sagte Fritz Dropmann nicht zu, weniger wegen der Arbeit, hauptsächlich wegen des lauten und hektischen Klimas im Zentrum des Ruhrgebiets. Er kehrte nach Gronau zurück, folgte seinem Vater zu M. van Delden, heiratete und gründete eine Familie.

Fritz Dropmann gegen Ende des Zweiten Weltkriegs

Den Vater erlebten Fritz Dropmann und sein Zwillingsbruder Franz sowie der Bruder Bernhard für zu kurze Zeit, wie der größte Teil der Jugend jener Generation, die im zweiten Weltkrieg aufwuchs. Heinrich Dropmann wurde 1939 mit Beginn des Kriegs eingezogen und kehrte erst 1949 aus der Gefangenschaft zurück. In den zurückliegenden 10 Jahren hatte Fritz seinen Vater nur zweimal sehen können, neben einem Heimaturlaub gab es 1941 eine Gelegenheit, den in Berlin verwundet im Lazarett einliegenden Vater zu besuchen. Diese erste größere Reise des Jungen wurde nicht zuletzt durch seinen Großvater Friedrich Dropmann ermöglicht, welcher als Lokomotivführer bei der Reichsbahn in Gronau arbeitete. Die Großeltern wohnten ebenfalls im Buterland, ihr Haus bildete im Krieg den eigentlichen Lebensmittelpunkt des Enkels Fritz.

Kinder unter dem Hakenkreuz, Zollamt Glanerbrücke

Das Buterland entwickelte sich in den dreißiger Jahren zu einem grenznahen Wohngebiet der Stadt Gronau, bot aber zu der Zeit noch viel Natur und Freifläche und damit den heranwachsenden Jungen Spielraum im wahrsten Sinne des Wortes. "Als Kinder sahen und erlebten wir jeden Tag etwas neues" berichtet Fritz Dropmann aus dieser Zeit, die er und seine Gruppe zunächst als unbelastet und als harmloses Abenteuer erlebten. Mit zunehmendem Alter erweiterte sich ihr Erkundungsraum bis an das westliche Stadtgebiet und die dort liegenden Bahngelände. Allerdings wurde die Situation mit dem Kriegsverlauf zunehmend gefährlicher, auch wenn die Jugendlichen den Ernst der Lage zumeist mit Neugier und Abenteuerlust überspielten.

Waren es zunächst Truppenbewegungen und große Flugzeuge am Himmel, welche die staunenden Blicke auf sich zogen, standen die Jungen insbesondere in der Nähe der Bahnlinien zunehmend mitten im Kriegsgeschehen, wenn feindliche "Jabos" (Jagdbomber) Munitions- und Warentransporte auf den Schienen angriffen. "Erst wurde das Dröhnen zunehmend lauter," erinnert sich Fritz Dropmann, "dann ging das Geknatter los". Die relativ kleinen Bomben dieser Flieger hinterließen Trichter von 2 – 3 Metern Durchmesser mitten im Revier der Jungen, die sich rechtzeitig in Sicherheit brachten. Allerdings waren im Vergleich dazu die Geländespiele des nationalsozialistischen Jungvolks, an denen Fritz Dropmann und seine Freunde ebenso teilnahmen, eher harmlose Übungen.

Je näher der Krieg sich seinem verheerenden Ende zuneigte, desto mehr trat der Tod dann auch als persönliche Begegnung in das Leben Fritz Dropmanns. Dem letzten Brief des Onkels aus dem Krieg folgte nur noch ein Foto von dessen Grabstätte in Russland, ein Birkenkreuz mit daran angebrachter Tafel. Kurz darauf erreichte der Krieg dann Gronau und dessen Bevölkerung.

Die Zerstörung der Gronauer Innenstadt am 20. März 1945 erlebte Fritz Dropmann zunächst in sicherer Entfernung. Das Bombardement drang, wohl wegen westlicher Winde, nur als gewaltiges, aber entfernt scheinendes "Rauschen" in die Wahrnehmung der Buterländer. Eine halbe Stunde später kam die erste Kunde von der gewaltigsten Zerstörung, die Gronaus Innenstadt in diesem Krieg verzeichnete. "Wir als Blagen mussten sofort hin", erzählt Fritz Dropmann und berichtet von den zuerst in der Steinstraße gesehenen Bombenschäden. Dann erreichten sie die Teile des Stadtzentrums, die in Schutt und Asche lagen. Die furchtbaren Konsequenzen offenbarten sich den Jungen im Eingangsportal der Antonius-Kirche, wo mit Tüchern bedeckte Leichen abgelegt wurden.

Gronauer Innenstadt am 20. März 1945, Schulstraße

Spätestens jetzt war der Krieg auch für Gronauer Kinder kein Spiel mehr, sondern mündete in eine traumatische Erfahrung, die in den folgenden Tagen noch verstärkt werden sollte. Das Ende des "Dritten Reichs" kündigte sich im Buterland durch ein aus der Ferne zu vernehmendes Grollen an. Mit dem Osterfest näherte sich die englischen Truppen aus Südwest, in der Nacht vom Karfreitag (30. März 1945) zum Karsamstag besetzten sie die Kreisstadt Ahaus und bekämpften die verbliebenen deutschen Truppenteile zunächst auf Graeser Gebiet, die sich daraufhin in den Bereich des Eper Amtsvenn und das Buterland zurückzogen.

Am Ostersonntag (1. April 1945) wurde Gronau für einen Tag zur umkämpften Frontstadt. Bis dahin waren Fritz Dropmann und seine Freunde noch spielend im Gelände unterwegs gewesen, auch als sich die Geräusche der Geschütze konkretisierten und immer genauer eingeordnet werden konnten. Den Feiertag verbrachten dann die Gronauer überwiegend in den vorhandenen Kellern, auch der 12-jährige Fritz und seine Geschwister wurden mittags in das Haus des Großvaters in der Sonnenstraße (damals Friedrich-Eckart-Str.) gerufen und bezogen ihr Quartier dort im Keller. Das Wohnviertel lag, weil im Bereich der Buterlandschule zwei Geschütze der Deutschen standen, in der Schusslinie der vorrückenden englischen Truppen. Fritz Dropmann erinnert sich noch gut an die pfeifenden und krachenden Einschläge, die er während der Nacht zum Ostermontag in seiner Bettstelle, einer Kartoffelkiste in jenem Keller, vernahm. Auch das eigene Haus wurde von einer Granate im Dachstuhl getroffen.

Am Ostermontag war die Welt für den Jungen eine andere geworden. Die Kämpfe waren vorbei, Gronau wurde besetzt, über die parallel verlaufende Enscheder Straße zogen von der Grenze her die Truppen in ihren teils gepanzerten Fahrzeugen. Es folgten unmittelbar, so Fritz Dropmann, viele Niederländer, zum Teil um sich die von den flüchtenden Deutschen entwendeten Fietsen zurück zu holen. Andere Niederländer flohen vor ihren eigenen Landsleuten, weil sie während der Besetzung mit den Deutschen kollaboriert hatten bzw. selbst der NSB (Nationaal-Socialistische Beweging) beigetreten waren.

Der ehemalige Spielbezirk der Buterländer Kinder und Jugendlichen hatte sich nun in ein verlassenes Schlachtfeld verwandelt, war aber deshalb als Freizeitgelände nicht weniger interessant. Die eingehende Untersuchung zerstörter Geschütze und Panzerwagen war zunächst eine spannende Angelegenheit, zumal sie nur unbeobachtet und in Heimlichkeit erfolgen konnte. Allerdings erinnert sich Fritz Dropmann auch an die grauenvollen Entdeckungen in diesem Umfeld, einen eilig und nachlässig vergrabenen Toten, Leichenreste in einem ausgebrannten Panzer. Zu diesem Zeitpunkt wurde dem heranwachsenden Jugendlichen klar, dass er einen das menschliche Leben verachtenden Krieg überlebt hatte. "Ich fand es gut, als dies alles damals vorbei war" resümiert Fritz Dropmann.

Es folgten die Anfänge des Neubeginns. Im Vordergrund standen zunächst Alltagsnöte wie die Versorgung mit Lebensmitteln und Brennstoffen. Für Fritz bedeutete dies einerseits Arbeit im bahneigenen Gemüsegarten des Großvaters, aber auch neue Abenteuer, wenn es um den (gesellschaftlich anerkannten) "Kohlenklau" auf dem Bahngelände ging. Es war innerhalb der notleidenden Bevölkerung, insbesondere vor dem anstehenden Winter eine gängige Praxis, die mit Kohlen und Briketts beladenen Güterzüge im Bahnhofsbereich unmittelbar vor dem Anfahren etwas zu "erleichtern". Zu diesem Zweck versammelten sich oft auch größere Menschenmengen entlang der Gleise, um das nicht zufällig von den Waggons fallende Material aufzusammeln. Dieses Verhalten wurde selbst von der Bahnpolizei bis zu dem Punkt toleriert, als besonders gewitzte Gronauer damit begannen, die Gleise vor den Zügen einzufetten, um die schweren Lokomotiven in ihrer Abfahrt zu behindern, erzählt Fritz Dropmann mit einem verschmitzten Lächeln.

Für den allmählich in das Erwachsenenleben eintretenden jungen Mann begann jetzt ein neuer Lebensabschnitt, welcher durch den Abschluss der Schule, die Ausbildung, den Eintritt in das Berufsleben und später die Gründung einer Familie gekennzeichnet war. Dies geschah im Rahmen einer neuen Zeit, die einerseits durch einen demokratischen Neubeginn und einen erfolgreichen wirtschaftlichen Wiederaufbau, andererseits über lange Jahre durch die systematische Ausblendung des Gedenkens an die verbrecherische Diktatur und ihre Opfer gekennzeichnet war. Für viele heute ältere Menschen, welche zu der Zeit noch sehr junge bzw. jugendliche Zeitzeugen waren, konnte diese Auseinandersetzung erst zu einer späten Herausforderung in ihrem Leben werden.

Quelle/Autor: Das Gespräch mit Friedrich („Fritz“) Dropmann führte der Autor Gerhard Lippert am 15. April 2020
Fotos: Stadtarchiv Gronau

Ich schätze jeden Tag, dass ich lebe

88-jähriger Bert Weudstra überlebte den Zweiten Weltkrieg und Nationalsozialismus

GRONAU. Der in Enschede lebende Woudstra war Zeitzeuge des Zweiten Weltkrieges. Er wurde 1932 geboren. Mit acht Jahren erlebte der Sohn einer jüdischen Familie den Einmarsch der deutschen Truppen in die Niederlande. Stetig stärker wurden Juden drangsaliert und gedemütigt, festgenommen und deportiert. Der heute 88-jährige überlebte den Krieg nur, weil mehr als ein Dutzend Familien ihn und seine Mutter und seinen Bruder aufnahmen und versteckten. Den Vater sah er 1941 zum letzten Mal. Er wurde deportiert und ermordet. Regelmäßig spricht Woudstra bis heute im Grenzgebiet vor Schulklassen über sein Leben damals. Im Interview spricht Woudstra über seine Erlebnisse damals und seine Gefühle heute.

Der 5. Mai ist für euch Niederländer der „Befreiungstag“. Welche Gedanken verbindest du damit?

Ja, der 5.Mai ist für mich ein wunderbarer Tag. Freiheit, Freiheit steht im Vordergrund. Und das löst bei mir Emotionen aus, dass wir in Freiheit leben. Es ist für mich jedes Jahr eine Erinnerung und Bestätigung, dass man sich der Freiheit bewusst wird und dafür kämpfen muss, dass sie bleibt.

Bert Woudstra (r.) im Gespräch mit Rudolf Nacke. Der heute 88-jährige Woudstra überlebte den Weltkrieg und das Nazi-Regime nur, weil mehr als ein Dutzend Familien ihn, seine Mutter und seinen Bruder aufnahmen und versteckten.

Der 8. Mai ist ja für viele Länder und für die Deutschen der „Befreiungstag“. Wie ist deine Sicht auf diesen Tag?

Ich habe eigentlich mit dem 8. Mai keine direkte gefühlsmäßige Bindung. Mir ist klar, dass es diesen Tag gibt. Ich weiß auch, dass dieser Tag für viele Deutsche das Ende des Krieges war und dass ein großer Teil der deutschen Bevölkerung froh war, dass der Krieg vorbei war. Aber es hat auch Leute gegeben, die mit dem Krieg involviert waren. Es gab zwei Seiten. Ich denke, der größte Teil war so geplagt durch den Krieg, dass man froh war, dass er zu Ende ging. Und was immer noch ein riesiges Wunder ist, wie Deutschland sich aus dieser Nazizeit befreit hat, um ein demokratisches Land zu werden. Und in der Adenauerzeit ist dann dieses Wunder passiert. Und dieses Deutschland, so wie es heute ist, liebe ich sehr.

Hier in Deutschland sprachen und sprechen einige Deutsche vom 8.Mai als „Zusammenbuch“ oder „Stunde null“ …

(nach kurzem Überlegen) Ja! Zusammenbruch! Ein System ist eigentlich ausradiert woren. Aber, wenn ich soeben auch wieder nachlese, wie es möglich war, den Antisemitismus zu entwickeln, wie man körperlich und geistig Behinderte aus dem Weg geräumt hat, wie man Kommunisten und andere beseitigte, dass es möglich war, in einem Gesellschaftssystem mit rund 60-70 Millionen bei solchen Gedanken mitzumachen oder damit zu leben, ist das fast unglaublich.

Du hast neulich eine Broschüre auf Niederländisch und auf Deutsch mit dem Titel “Die Befreiung kam später…“ veröffentlicht. Was meinst du damit?

Damit meine ich in diesem Fall, dass ich das letzte Stückchen, den letzten Teil meiner Kriegsgedanken aufgearbeitet habe mit der Schilderung der Rettungsgeschichte meiner Person. Auch das Ehren der beiden Retter Mies Janninck-Bruins und Andre Noordenbos gehört dazu. Das hat mir ein gutes Gefühl, ein sehr gutes Gefühl gegeben, dass ich das mal hinter mir lassen kann. Ich hatte, als ich so 50 Jahre alt war, schon eine Therapie gemacht. Damals hatte ich sehr viele Beschwerden wegen meiner Kriegserfahrungen und habe zwei Jahre lang eine Therapie gemacht. Das war schon eine große Befreiung. Und diese schriftliche Aufarbeitung war meine letzte Therapie.

Versteckt, „untergetaucht“ hast du, anders als zahlreiche andere Juden, die ermordet wurden, als Kind den Holocaust, die Shoah überlebt. Was war im Rückblick auf deine Kindheit und Jugend dein schlimmstes Trauma?

Das schlimmste Trauma war die Ermordung meines Vaters – und von 24 Angehörigen unserer Familie. Das war wirklich…, das ist noch immer in meinem Kopf…, das ist kaum zu fassen. Ich hatte zu meinem Vater ein sehr gutes Verhältnis. Wir waren zwei Buben. Mein Bruder war mehr ein „Mutterkind“, ich war eher ein „Vaterkind“.

Wie konntest du, du hast das schon angedeutet, die traumatischen Verletzungen überwinden?

Das war sehr, sehr kompliziert!
Nach dem Krieg kam ich aus dem „Untergetauchtsein“, ich kam von meiner letzten Pflegemutter, einer wundervollen Frau, die ich sehr liebe, von Frau Noordenbos, zurück zu meiner Mutter. Ich habe das damals nicht so erfahren, aber jetzt bin ich davon überzeugt: Meine Mutter war sehr traumatisiert. Alles war weg! Ihr Mann, das Geschäft, das Haus, das Geld, die Angehörigen waren ermordet worden, auch die deutschen Angehörigen. Ich hatte eine deutsche Mutter. Ich musste mich wieder meiner „neuen“ eigentlichen Mutter fügen. Meine Pflegemutter war nicht traumatisiert. Von ihr und ihren Kindern kannte ich liebevolle Zuneigung, sie waren irgendwie normal. Und dann komme ich zu einer Mutter, die eigentlich dominant war und mir wenig Aufmerksamkeit schenken konnte. Über Vergangenheit wurde gar nicht gesprochen. Das war sehr schwierig für mich.

Du hast gerade schon angesprochen, dass du später eine Therapie gemacht hast und auch das Niederschreiben der Broschüre „Die Befreiung kam später…“ für dich eine Therapie war. Also ist das im Grunde noch nicht abgeschlossen.

Es wird eigentlich nie abgeschlossen. Wenn ich meine Vorträge halte in den Schulen, dann sage ich: Jeden Morgen, wenn ich in den Spiegel sehe – ich rasiere mich noch immer

mit Seife und Messer – dann stehe ich vor dem Spiegel und schaue mir selbst in die Augen. Und dann sage ich: Du bist noch da! Jeden Tag schätze ich, dass ich lebe. Das ist ein Trauma. Die Erinnerung an die Bedrohung während des Krieges, ermordet zu werden, ist natürlich schrecklich.

Es gab Opfer, aber auch Täter und noch mehr, ich nenne sie mal die „Dabeigewesenen". Wie denkt der Jude Bert Woudstra über Schuld, eventuell über Kollektivschuld?

(nach einer Pause): Schuld und Buße. Das Generalbenehmen einer Gruppe einer ganzen Bevölkerung, die durch einen Mann wie Adolf Hitler so indoktriniert ist. Er war imstande, Millionen von Menschen zu beeinflussen. Er hat natürlich die Lage genutzt nach 14/18: Nachkriegsjahre, Elend, Armut, Hunger. Er war der große Mann. Er hat ein Thema, das so alt ist wie die Bibel, zum Hauptthema gemacht, den Antijudaismus. Er konnte also bauen auf, darf ich das sagen, alte christliche Geschichten: Die Juden haben Christus ermordet! Und das war für viele, die das privat so dachten, das gefundene Fressen! Jetzt werden die Juden mal bestraft!

Jeder, der dabei mitgemacht hat, ist schuldig daran. Eine Kollektivschuld besteht für mich eigentlich nicht. Es kommt zu einem Kollektiv, weil einzelne Leute etwas Böses übernehmen können. Und wenn ich über Strafe nachdenke: Jedermann, der mitgemacht hat, hat Strafe verdient. Aber das geht nicht immer, das war einfach zu massiv. Und das ist für mich unglaublich! Aber es war die Schuld von vielen Menschen!

Du bist verheiratet, hast Familie, Kinder, Enkel…du bist ein agiler und optimistischer Familienmensch:

Ja!
Ich habe in meinem Leben nicht nur Pech und viel Elend, sondern ich habe viel mehr Glück gehabt. Und das Glück bestand darin, dass ich nach dem Krieg eine sehr liebe Frau gefunden habe, meine Betsy, sie heiraten konnte und sie war die erste, die erste in meinem Leben, die… (Bert W. unterbricht sich) Aber das ist nicht ganz ehrlich. Das erste war für mich die Pfadfinderschaft. Es war für mich eine erste Offenbarung, dass ich da sein konnte als Mensch, dass ich ein Lebensrecht hatte, mit normalen Jungs und Mädchen umgehen konnte, die mich akzeptierten und umgekehrt. Die mich völlig akzeptierten, war für mich nach dem Krieg ein Schritt, ich fand mich bis dahin in der Gesellschaft nicht akzeptiert. Und das habe ich mir durch die Pfadfinderschaft zurückgeholt.

Und dann habe ich meine liebe Frau entdeckt und gefunden, wir haben geheiratet und 50 Jahre eine sehr glückliche Ehe geführt. Es gab natürlich auch mal Meinungsverschiedenheiten, aber es war wundervoll, dass ich das erste Mal über meine Vergangenheit sprechen konnte. Betsy war wirklich interessiert, was in meinen Gedanken herumging und das hat mir wunderbar geholfen. Und dann haben wir Kinder bekommen. Das war für mich ein neues Wunder. Ich bin sehr dankbar, dass ich imstande war, das Leben fortzusetzen, jungen Menschen beizubringen, was Leben ist und Freiheit. Das hat mich sehr geprägt. Ich war sehr traurig, als ich von meiner lieben Frau Abschied nehmen musste. Wir hatten zusammen ein Kind verloren durch Leukämie. Das hat uns noch näher zusammengebracht und gestärkt und es war eine sehr traurige Erfahrung, aber es war eine andere Erfahrung als der Krieg. Der Krieg hat mir viel mehr wehgetan, als ein Kind zu verlieren. Das kann man akzeptieren, darüber kann man sprechen, das kann man nachvollziehen, aber die Kriegsfolgen und das Morden von Mitmenschen versteht man nicht. Und leider ist meine Frau auch an Leukämie verstorben. Ich bin einer gemeinsamen Freundin von uns begegnet, Els Koldewijn. Wir waren beide allein, haben einander in die Augen geschaut und verliebt. Das zweite Glück, dass ich zweimal verheiratet bin mit einer wunderbaren Frau.

Was denkst du? Ist die „Befreiung" heute nach 75 Jahren abgeschlossen?

Nein! Nein! Für mich also nicht! Ich hoffe auch für viele Leute nicht. Nein!
Wir müssen uns weiter erinnern. Jetzt, in dieser Coronazeit, denken wir wieder darüber nach: Was machen wir auf dieser Erde? Wer sind wir Menschen? Wie gehen wir miteinander um? Wie akzeptieren wir einander? Befreiung. Es hat viele Kriege gegeben, wenn wir in die Geschichtsbücher schauen. Und es gibt heute leider noch so viele Kriege. Das macht mich traurig. Wir müssen unsere Freiheit „koesteren", wie das auf Holländisch heißt, umarmen, „hegen und pflegen"!
Denn wir müssen den jungen Leuten doch weiter beibringen: Ihr seid hier, um die Freiheit zu erhalten!

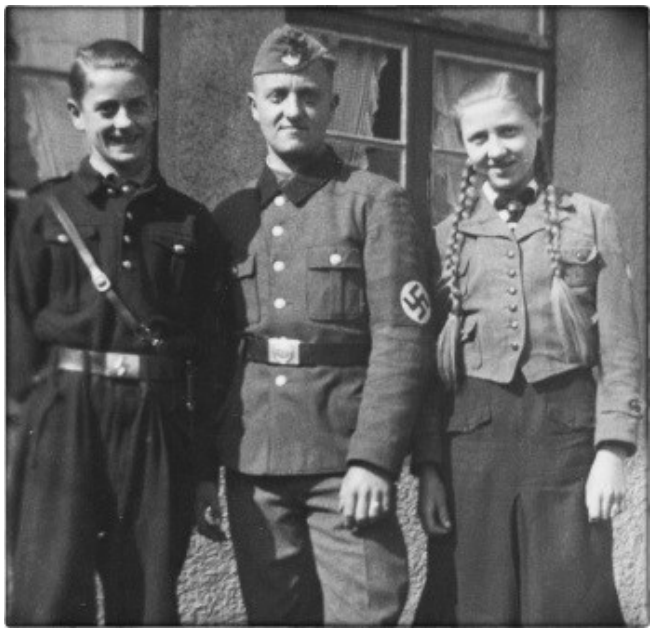
Quelle/Autor: Zeitzeugengespräch mit Bert Woudstra (Enschede), aufgenommen am 29.04.2020 durch Rudolf Nacke, abgedruckt in den Westfälischen Nachrichten Gronau am 06. Mai 2020 / Foto: Heinz Krabbe

„Plötzlich wurde alles stockdunkel“

Die Zeitzeugin Lina Rogozinski erinnert sich

GRONAU. Die heute 93-jährige Lina Rogozinski stand vier Jahrzehnte im Dienst der Stadt Gronau. Als junges Lehrmädchen hat sie die Zerstörung des Gronauer Rathauses am 20. März 1945 persönlich erlebt. Nach der Besetzung der Stadt am 2. April durch englische Truppen war Lina Rogozinski am Wiederaufbau der Stadtverwaltung beteiligt, die sie erst 1983 als Leiterin des Sozialamts mit dem Eintritt in den Ruhestand verließ. Ihre Erinnerungen trug sie in Teilen schon 2008 beim Heimatverein Gronau vor, zum 75. Jahrestag des Kriegsendes sprachen Peter Benger und Gerhard Lippert mit der Dame, die zeitlebens Gronauerin war und blieb.

„Ich hatte das Glück, nach meiner Schulentlassung im März 1944 sofort am 1. April eine Lehrstelle bei der Stadtverwaltung antreten zu können“, erzählt Lina Rogozinski und unterstreicht nicht ohne Stolz: „Trotz vorhandener Widerstände gelang mir dies ohne die sogenannte ‚Schubkarre‘.“ Der Weg zur Arbeit war für die damals junge Frau ein jeden Tag an Gefährlichkeit zunehmendes Abenteuer, denn seit der Jahresmitte verstärkten sich die Tieffliegerangriffe auf das Stadtzentrum. „Ich schlich mich an den Hauswänden entlang zum Rathaus“, beschreibt sie ihren damaligen Arbeitsweg.



Lina Rogozinski im Jahr 1944 an der Seiter ihrer Brüder (Foto: Sammlung Rogozinski)

Dort, im Rathaus der Stadt Gronau an der Bahnhofstraße schien man das Herannahen der feindlichen Front, den bevorstehenden Untergang eines totalitären Staates und seine Untergliederungen bis in die Stadtverwaltung hinein noch zu verdrängen. Vor den zunehmenden Fliegerangriffen duckte man sich weg, die verbliebenden männlichen Mitarbeiter galten ganz überwiegend als hörige Parteifunktionäre, denen der Fronteinsatz erspart geblieben war. Lina Rogozinski konzentrierte sich auf ihre Arbeit als Lehrmädchen, entzog sich den der Umwerbungen des NS-Staates und nahm, auch aufgrund ihrer Jugend, kaum an betrieblichen Feiern oder Ausflügen teil.

Der 20. März 1945 ist Lina Rogozinski bis heute in allen Einzelheiten im Gedächtnis geblieben. Eigentlich sollte an diesem Tag nach fast einem halben Jahr kriegsbedingtem Ausfall, nachmittags der Lehrlingsunterricht der Berufsschule wiederaufgenommen werden. Am Vormittag hatte Rogozinski ihren Dienst in der Stadtkasse der Verwaltung geleistet und war gegen 11.30 Uhr im Begriff, ihre Mittagspause anzutreten. Sie hatte den Luftalarm zehn Minuten zuvor zwar gehört, aber dann erleichtert kurz darauf die Entwarnung wahrgenommen. Doch dann erfüllte ein gewaltiges Brausen die Luft. Ihr war die Lebensgefahr sofort klar. Sie rannte in Richtung des Luftschutzbunkers, den sie jedoch nicht mehr erreichte. „Plötzlich wurde alles stockdunkel“, erinnert sie sich, der Boden hob sich, Mörtel und Staub drangen ihr ins Gesicht und die Lunge. Mehrere Sprengbomben hatten das Gebäude durchschlagen, selbst den mit dicken Mauern geschützten Luftschutzbunker des Rathauses zerstört. In den Trümmern lagen Tote und Verletzte, es starben auch der Bürgermeister und seine Sekretärin. Von der auf vielen Postkarten festgehaltenen Rathausfassade und dem Eingangsportal blieb nur eine Ruine. Lina Rogozinski und eine Kollegin retteten sich durch den wie ein durch Wunder noch stehenden Rathausturm ins Freie.

Es folge eine Odyssee durch die teils stark zerstörte Innenstadt, Lina Rogozinski berichtet besonders von den Trümmern am Anfang der Polenstraße (etwa die heutige Parkstraße), von dem brennenden Haus Ernsting, den getroffenen Reserve-Lazaretten in der Turnhalle der Wasserstraße (heute Franz-Kerkhoff-Straße) und im Saal Lilienfeld in der Mühlernathe, aber auch von dem entsetzlichen Anblick der Opfer, denen der Tod ohne Ansehen ihres Alters begegnet war. Sie erzählt von der langen Reihe der 96 rohen Holzsärge im Stadtpark am 24. März und von dem gespenstischen Beerdigungszug auf offenen Pferdewagen zu den Friedhöfen, der Stadt nach Einbruch der Dunkelheit, während der nächtliche Himmel von dem andauernden Brummen der feindlichen Flugzeuge erfüllt war.

Bombenschäden in der Polenstraße, in etwa die heutige Parkstraße (Foto: Stadtarchiv Gronau)

Die anschließende Karwoche war in Gronau eine Zeit des Bangens und Hoffens. Rogozinski Vater war aus dem sich zurückziehenden Volkssturm nach Hause zurückgekehrt, während sich die englischen Truppen der Stadt näherten. Mit dem Osterfest 1945 erlebte Gronau den Krieg ein letztes Mal mit seinem vollen Schrecken. Als die feindlichen Geschütze bereits deutlich vernehmbar waren, setzte sich die Familie Rogozinski zum gemeinsamen Ostermahl an den Tisch. Es sollte nichts daraus werden, ein Geschoss durchschlug das Dach des Hauses auf dem Kleiberg, und alle flüchteten in den Keller. Dort harrten sie gemeinsam mit einer später hinzukommenden Nachbarfamilie der Dinge, während die Einschläge und Explosionen das Haus und die in Angst erstarrten Menschen zunehmend bedrohten.

Am Morgen des Ostermontags legte sich der Schlachtenlärm, und die Leute traten nach und nach auf die Straße.

Lina Rogozinski fielen nun zuerst die weißen Tücher auf, welche die Nachbarn in der Albertstraße (Kleiberg) aus den Fenstern gehängt hatten.

Der Gronauer "Volkssturm" 1944, Hitlers letztes Aufgebot gegen die herannahenden Alliierten (Foto: Stadtarchiv Gronau)

Kurz darauf durchkämmten englische Soldaten die Häuser. Für die Gronauer war der Krieg zu Ende, es herrschte eine gespannte Ruhe, und die Meisten standen zunächst einmal vor dem Nichts.

Für die junge Frau, die als unbelastetes Lehrmädchen der Stadt Gronau den Krieg überstanden hatte, begann in der Verwaltung ein Neuanfang. Ihre Tätigkeit in der Stadtkasse wurde von dem Wandel zunächst kaum berührt, tatsächlich aber wurden die Strukturen der Stadtverwaltung durch englische Vorgaben völlig neu aufgestellt. 22 Mitarbeiter wurden mit Verweis auf ihre Nähe zum Nationalsozialismus aus städtischen Diensten entlassen, weitere wurden mit ähnlichen Hintergründen gemaßregelt, z. B. durch Degradierungen oder Gehaltskürzungen. Die Politik der Stadt Gronau erhielt wieder ein demokratisches Gremium, den Stadtrat, dem der Bürgermeister vorstand. Die Verwaltung selbst wurde nun durch einen Stadtdirektor geführt.

In den ersten Jahren hatte die Verwaltung kaum Handlungsspielraum. Es galt, die größte Not zu lindern und möglichst viel möglichst schnell wiederaufzubauen. Damit überhaupt eine geregelte Finanzwirtschaft auch in der Stadt entstehen konnte, mussten Schmuggel und Schwarzmarkt ein Ende gesetzt werden. Dies geschah mit der Währungsreform am 20. Juni 1948, an die sich Lina Rogozinski noch gut erinnert. Umtausch und die Auszahlung an einem Sonntag stattfanden, war die Belegschaft der Stadtkasse zu Wochenendarbeit und Überstunden bis weit nach Mitternacht verpflichtet worden. Am Montag, den 21. Juni 1948 galt dann erstmals als alleinige Währung in den westlichen Besatzungszonen die D-Mark.

Lina Rogozinski war als tüchtige Fachkraft im Finanzbereich der Stadtverwaltung sehr geschätzt. Die Berechtigung für eine ihren Fähigkeiten entsprechende Verwaltungslaufbahn musste sie sich jedoch hartnäckig erkämpfen. Das Ende der NS-Diktatur, in der sich Frauen nur als Mütter und Hüterinnen des Hauses bewähren konnten, der politische Systemwechsel zur Demokratie und zu freien, gleichberechtigten Wahlen brachten längst nicht automatisch frischen Wind in die deutschen Amtsstuben, in denen die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau noch lange auf sich warten ließ. Der Zugang zur Verwaltungsschule für den Lina Rogozinski alle Voraussetzungen erfüllte und ohne den sie nicht in die Beamtenlaufbahn hätte eintreten können, wurde ihr in den 50er-Jahren lange verwehrt.

Die heute 93-jährige Lina Rogozinski (Foto: Lippert)

„Erst als ich nach vergeblichen Anträgen und Nachfragen schriftlich die Einhaltung der Gleichberechtigung forderte, schien sich etwas zu tun“, erzählt die 93-jährige heute. Jenes Schreiben wurde ihr zwar kommentarlos zurückgereicht, berichtet sie, „aber eine Woche später saß ich in Münster in der Klasse wohl mit ein paar Tagen Verspätung, aber das war für mich kein Problem.“ Sie sollte später die erste Amtsleiterin der Stadt Gronau werden und blieb es auch bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1983. Obschon sie durchaus umworben wurde, ist Lina Rogozinski nie einer politischen Partei beigetreten. Dies hätte weder zu ihrer Vorstellung von Verwaltungsarbeit noch sonst zu ihrem unabhängigem Wesen gepasst.

Quelle/Autor/Fotos: Die Gespräche mit Lina Rogozinski führten Peter Benger und der Autor Gerhard Lippert Ende April und Anfang Mai 2020. Veröffentlichung in den Westf. Nachrichten Gronau am 09. Mai 2020.
Fotos: Stadtarchiv Gronau und Sammlung Rogozinski

Kriegsende 1945 in Epe

Zeitzeugen erinnern sich

EPE. In der gegenwärtigen Situation, da die Corona-Pandemie unser gesellschaftliches Leben fest im Griff hält, denken doch gerade viele alte Menschen in Gronau und Epe an das Ende des 2. Weltkrieges vor 75 Jahren zurück. Zwar müssen öffentliche Veranstaltungen wie z.B. die Gedenkfeiern zur Befreiung von der Nazi-Diktatur im niederländischen Grenzgebiet aus gesundheitlichen Gründen ausfallen. Doch gibt es durchaus andere Möglichkeiten, Erinnerungen wach zu halten. Man kann etwa Zeitzeugen befragen und somit authentische Aussagen erhalten, bevor die letzten Überlebenden ihre Erfahrungen und Erlebnisse aus dieser dunklen Zeit nicht mehr weitergeben können.

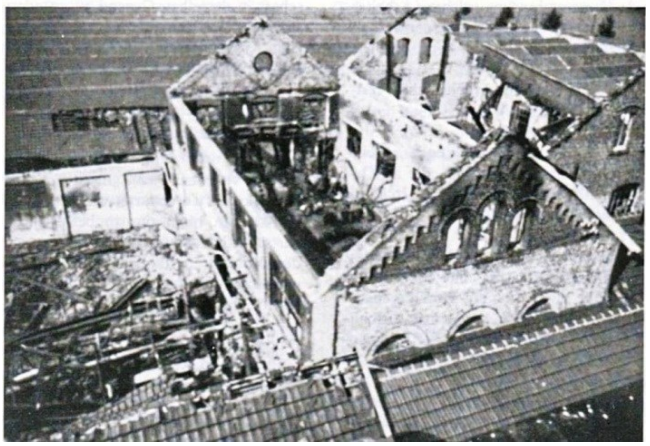
Ich habe aus diesem Grund mit den Eperanern Trude Rose und Alfons Gesenhues gesprochen, die sich im hohen Alter von 90 bzw. fast 89 Jahren noch sehr deutlich an das Frühjahr 1945 erinnern und mit großer Lebendigkeit von den Ereignissen des Kriegsendes erzählen.

Trude Rose

Auf die Frage, wie sie im Alter von 15 Jahren den Krieg zu spüren bekam, antwortet Trude Rose, die ständigen Bombenangriffe hätten eine ungeheure Angst in ihr ausgelöst. Die Alliierten bombardierten Ziele in der Nähe. Am Eper Bahnhof seien etliche Waggons mit Munition abgestellt gewesen. In Heek-Nienborg gab es eine Raketenabschussbasis. Und wenn ein Angriff auf Rheine geflogen worden sei, hätte man am Himmel unzählige Leuchtkugeln gesehen, die einem Tannenbaum glichen. „Wir Kinder und Jugendliche waren bis zum Sommer 1944 morgens in der Schule. Wenn eine Sirene ertönte, rannten wir wie wild aus dem Gebäude. Unser Luftschutzraum befand sich im Keller der Jungenschule, dem heutigen Amtshaus. Ich hatte den Auftrag bekommen, morgens vor dem Schulbeginn zu überprüfen, ob die Türen des Schutzraums geöffnet und der dort befindliche Wasserbehälter gefüllt war.“

Auch in ihrer Familie habe es Verluste gegeben, berichtet die Seniorin. „Große Trauer hat der Tod meines älteren Bruders Rudolf ausgelöst, der 1944 bei den Abwehrkämpfen gegen die Invasion in der Normandie ums Leben kam. Außerdem ist mein Onkel Josef Lösing in Ahaus bei der Bombardierung des Schlosses umgekommen. Die dort Beschäftigten waren beim Alarm in einen Tresor geflüchtet. Das Schloss wurde bei dem verheerenden Angriff total zerbombt. Die Toten konnten erst vier Wochen später geborgen werden.“

Eine Ahnung vom baldigen Ende des Krieges hat die Eperanerin im Winter und Frühjahr 1945 durchaus gehabt. „Wir hörten es täglich von den Erwachsenen, vor allem während des Rückzugs der Deutschen aus den Niederlanden. Mein Großvater zum Beispiel informierte sich in dieser Zeit täglich heimlich bei Schwarzsendern."



Schäden in der Laurenz-Fabrik durch den Bombenabwurf eines englischen Flugzeugs 1944 (Archiv-Foto Fa. Laurenz)

Die letzten Tage des Krieges schildert die Eperanerin lebhaft und ausführlich. „Aus Angst vor einer Bombardierung des Eper Ortskerns waren meine Eltern, die Geschwister und ich bei der Familie Franzbach im Schelver, die zu unseren Bekannten zählte, untergebracht. Unsere Kühe und Schweine, die Hühner und der Hund waren an der Friedrichstraße zurückgeblieben. So mussten wir Kinder jeweils morgens und abends dorthin gehen und die Tiere versorgen. Anschließend blieben wir meistens noch eine Zeitlang im Dorf. Dort durften wir auf den Turm der St.-Agatha-Kirche steigen, der von deutschem Militär besetzt war. Wir hielten Ausschau nach allem, was in der Umgebung geschah. Am Ostersonntag (1. April 1945) gegen Abend waren Alfons Gesenhues, mein Cousin, und ich allein auf dem Turm. Plötzlich sahen wir englische Truppen über die Vennstraße heranrücken. Sie waren aus Richtung Alstätte übers Venn gekommen. Am Heidehof hatte sich die Einheit aufgeteilt. Ein Teil war nach Gronau weitermarschiert, der andere nach Epe gezogen. Nachdem wir die Soldaten entdeckt hatten, sind wir schnell zu unseren Eltern ins Schelver gefahren, um ihnen die Neuigkeit zu überbringen. Ein paar Häuser weiter war auch Familie Gesenhues in einem Möbelwagen untergebracht. Mein Vater äußerte die Befürchtung, dass die Engländer unsere Häuser besetzen würden. Deshalb zogen wir, mein Vater und Gesenhues' Onkel Heinrich vorneweg, die Familien hinterher, mit einer weißen Fahne (Betttuch) ins Dorf zurück. In unserer Begleitung war auch noch ein Italiener mit Namen Camillo, der mit uns im Schelver gewohnt und in dieser schweren Zeit oft den Rosenkranz gebetet hatte.
Bei uns herrschte große Erleichterung, dass der Krieg nun endlich vorbei war. Wir haben dieses Ereignis nicht als Katastrophe oder Niederlage, sondern als Befreiung empfunden." Zum Schluss betont die Zeitzeugin: „Wenn ich heute einen Wunsch für meine Nachkommen und mich äußern darf, dann ist es dieser: ‚Nie wieder Krieg!' "

Alfons Gesenhues

Am Vormittag des 1. Mai 2020 sitze ich am Küchentisch bei Alfons Gesenhues in seinem Haus an der Bernhardstraße in Epe. Auf das Kriegsende 1945 angesprochen sprudeln die Gedanken und die Worte der Erinnerung aus seinem Mund, als hätte man einen wertvollen Schatz gehoben und geöffnet. Wenn man dem fast 89-Jährigen zuhört, gewinnt man fast den Eindruck, dass die Geschehnisse, die er erzählt, erst gestern stattgefunden hätten.

Gesenhues berichtet, dass die Eper Schulen vom Sommer 1944 bis in den Sommer 1945 hinein geschlossen gewesen seien, weil das deutsche Militär Platz zur Unterbringung von Verteidigungskräften und Material benötigt habe. So sei z.B. in der früheren Langemarck-Schule (heute Hermann-Löns-Schule) eine Reparaturwerkstatt für militärische Fahrzeuge eingerichtet worden. Auch den Luftschutzkeller unter dem heutigen Eper Amtshaus erwähnt er: „Dort hielten sich bei Fliegeralarm viele hundert Schulkinder und ihre Lehrer auf, so dass, abgesehen von der herrschenden Angst, schon mal die Luft zum Atmen dünn wurde."

In den letzten Kriegstagen sei die Umflutbrücke an der Ahauser Straße von deutschen Soldaten gesprengt worden, um die nahenden englischen Truppen aufzuhalten. Die ebenfalls geplante Sprengung der Dinkelbrücke zwischen Schepers und Richters sei auf inständigen Bitten von Einwohnern unterblieben. „Zum Glück", so Gesenhues weiter, „hat Epe gegen Ende des Krieges nur wenige Bombentreffer durch Angriffe der Alliierten erleiden müssen. Größere Schäden hat das deutsche Militär angerichtet. Die Verteidigungskräfte hatten sich beim Nahen der Engländer bis zum Westfalenwall, der genau durch die Bauerschaft am Berge verlief, zurückgezogen. Von dort beschossen sie die vermeintlich schon in Epe eingedrungenen britischen Truppen. Dabei sind etliche Gebäude teils in erheblichem Maße beschädigt worden, zum Beispiel ein Haus an der Antoniusstraße (später Fahrradgeschäft Brügger), die Schreinerei Gesing an der Vennstraße und der Saal der Gaststätte Nacke an der Merschstraße. Auch die St.-Agatha-Kirche wurde in Mitleidenschaft gezogen. Durch einen Treffer wurde eine ganze Fensterreihe an der Nordseite zerstört.

Die Sprengung der Dinkelbrücke zwischen Hotel Richters und Hotel Schepers konnte im letzten Moment verhindert werden. (Foto: Archiv Heimatverein Epe)

Gegen Abend des Ostersonntags war es dann so weit. Ich saß mit meiner Cousine Trude Rose im Turm der Pfarrkirche und sah die englischen Truppen vom Amtsvenn aus anrücken. Nachdem sie im Ortskern von Epe einmarschiert waren, besetzten sie die Schulen und requirierten größere Häuser, beispielsweise die Villa des Fabrikanten Janning an der Bernhardstraße, die später der Zahnarzt Dr. Fritz Willmes bewohnte. Auch die Häuser Kaluza und Weitkamp an der Agathastraße sowie das Restaurant und Hotel Schepers an der Ahauser Straße wurden in Beschlag genommen. Der Kommandant der Besatzungstruppen wurde in der Villa Janning an der Ahauser Straße untergebracht. Am Abend des Ostermontags fand der erste Gottesdienst des Osterfestes in der St.-Agatha-Kirche statt. Pfarrer Essfeld pries Gott in seiner Predigt und dankte ihm, dass er das Kirchengebäude vor einer Zerstörung bewahrt hatte.

Danach betrat der Kommandant der englischen Besatzungsmacht den Predigtstuhl und verkündete die Verhaltensmaßregeln für die nächste Zeit sowie eine Ausgangssperre für die Zeit von 22.00 bis 6.00 Uhr morgens. Außerdem verkündete er, dass in jedem Haus ein Zettel an einem Fenster angebracht werden müsse, auf dem vermerkt sei, welche Personen in dem Haus wohnten. Diese Angaben würden streng kontrolliert werden. Die Engländer blieben bis nach der offiziellen Kapitulation des Deutschen Reiches am 8. Mai 1945 in Epe. Das endgültige Ende des Krieges wurde der Eper Bevölkerung am 10. Mai auf dem heutigen Schützenfestplatz im Eper Park verkündet. Dort konnten auch wir Jungs beobachten, wie die Besatzungsmacht Panzer und Fahrzeuge zusammengezogen hatten und Salutschüsse abgab, um das endgültige Kriegsende zu feiern. Im Anschluss an dieses Ereignis zogen die Briten aus Epe ab. Sie wurden durch eine belgische Besatzungseinheit ersetzt, die noch längere Zeit in unserem Heimatort blieb.“

Zum Ende des Gesprächs betont der Eperaner, dass die Zeit von Anfang April 1945 bis in den Sommer hinein eine außergewöhnliche, bizarre Phase gewesen sei. „Es war eine gesetzlose Zeit. Die Verwaltung existierte nicht mehr, und es gab auch keine Polizei, die für Ordnung sorgte. Wir bekamen zwar Wasser und Strom, aber keine Rechnungen dafür. Dies dauerte so lange, bis Dr. Köckelmann als erster Bürgermeister nach dem Krieg von der Besatzungsmacht ins Amt berufen wurde.“

Zur Person:

Trude Rose wurde im Januar 1930 in Epe geboren. Ihre Eltern waren Bernhard und Maria Rose geb. Lösing. Sie hatte vier Geschwister und arbeitete während ihrer aktiven Zeit als kaufmännische Angestellte. Heute wohnt sie selbständig in ihrem Haus am Parkweg. Sie hat 1993 den Heimatverein Epe mitgegründet und in den ersten Jahren aktiv am Aufbau des neuen Vereins mitgewirkt.

Trude Rose (Foto: W. Kemper)

Alfons Gesenhues (Foto: W. Kemper)

Alfons Gesenhues wurde am 31. Juli 1931 in Epe geboren. Seine Eltern sind Heinrich und Elisabeth Gesenhues geb. Rose. Er hat zwei Schwestern und wohnt heute noch selbständig an der Bernhardstraße in Epe. Alfons Gesenhues arbeitete in seinem Berufsleben 38 Jahre lang als Maurermeister bei der Firma Geveler-Bau in Gronau.

Quelle/Autor: Das Gespräch mit den Eper Zeitzeugen führte Wilhelm Kemper, Vorsitzender des Heimatvereins Epe. Abgedruckt in den Westfälischen Nachrichten Gronau am 16. Mai 2020.

Versöhnung im Gedenken an die Opfer

Der deutsch-niederländische Umgang mit dem Kriegsende 1945 entwickelte sich in 75 Jahren zu einem fruchtbaren Dialog der Verständigung

GRONAU. Der Mai des Jahres 2020 ist in der Grenzregion von mehreren Gedenktagen, in den Niederlanden der 4. und 5. Mai, in Deutschland der 8. Mai, gekennzeichnet. Sie beziehen sich auf das Kriegsende vor 75 Jahren, auf das Ende des nationalsozialistischen Terrors und damit auf die Rückschau auf eine bis heute beispiellosen Epoche der Gewalt und Unterdrückung, die über 40 Millionen Tote, in großen Teilen systematisch ermordete Menschen, im europäischen Raum verzeichnete.

Dies alles ging von deutschem Boden aus, daher galt lange Zeit, dass in erster Linie die Bevölkerungen Europas von der deutschen Gewaltherrschaft befreit wurden, nicht etwa die Deutschen selbst vom Nationalsozialismus, welchen sie in ihrer Gesamtheit zu verantworten hatten. Der festlich begangene niederländische "Bevrijdingsdag" am 5. Mai, dem tags zuvor das eher stille "Dodenherdenking" vorausgeht, war in den ersten Jahrzehnten nach 1945 ausschließlich als Feier des Sieges über die Deutschen ausgerichtet, über die Besatzer der Niederlande von 1940 – 1945.

Als Richard von Weizäcker vor jetzt 35 Jahren den 8. Mai zum "Tag der Befreiung für die Deutschen" umwertete, war dies zunächst eine innerdeutsche, längst überfällige Sicht und Erkenntnis, notwendig geworden durch die jahrzehntelange Verdrängung des Ausmaßes der Verbrechen des NS-Staates. Erst jetzt realisierte man in Deutschland nach und nach, dass die vorausgegangene und zum Teil noch vorhandene Generation ein mörderisches Unrechtsregime keinesfalls nur ertragen, sondern zumindest toleriert, wenn nicht aktiv unterstützt hatte. In diesem Sinne mussten die Deutschen mangels eines eigenen hinreichenden Widerstandes und erst am Ende einer entsetzlichen Blutspur durch ganz Europa von diesem Regime "befreit" werden.

Wie schwierig diese Erkenntnis selbst 40 Jahre nach dem Kriegsende noch zu vermitteln war, zeigte sich 1985 auch in Gronau. Die damalige Gedenkfeier im Rathaus war durchaus von dem Ansinnen geprägt, die Diktatur und das Unrecht des NS-Staates zu dokumentieren, dazu war eine größere Ausstellung im Rathaus-Foyer eingerichtet worden. Der Versuch, die breite Akzeptanz dieses Systems als Verführung des deutschen Volkes durch Adolf Hitler zu erklären, scheiterte jedoch und endete mit einem Eklat. Als der geladene Gastredner seine jugendliche Begeisterung für den Nationalsozialismus allzu anschaulich als trügerischen Traum von Ruhm und Ehre darstellte, verließen einige Gäste die Veranstaltung. Die Gleichsetzung des russischen Kommunismus mit dem NS-Terror veranlasste Gronauer Mitglieder des deutsch-niederländischen Bündnisses "Noit meer/Nie wieder" zu der Erklärung, dass durch den Beitrag die Opfer der Konzentrationslager verhöhnt worden waren.

Sowohl dieser Protest wie auch die Bereitschaft von Niederländern und Deutschen zur gemeinsamen Geschichtsarbeit in der hiesigen Grenzregion machten deutlich, dass in den achtziger Jahren neue Wege einer grenzüberschreitenden Verständigung auch hinsichtlich der schwierigsten, auf nationaler Ebene immer noch ungelösten Fragen beschritten wurden. Noch 1985 war es im grenzüberschreitenden kommunalen Zusammenschluss der EUREGIO nicht möglich gewesen, Einigkeit hinsichtlich einer gemeinsamen Gedenkfeier zum 40-jährigen Kriegsende zu erzielen. Man verzichtete mit Hinblick auf noch lebende Opfer, weil man fürchtete, mit einer solchen Veranstaltung deren persönliches Erleben und Leid als unverheilte Wunde erneut aufzureißen.

Erst die Hinwendung zur Geschichte, vor allem zur persönlichen Geschichte der Opfer des Nationalsozialismus ermöglichte es, den Heilungsprozess und Ansätze einer glaubhaften und nachhaltigen Versöhnung auch zwischen Niederländern und Deutschen einzuleiten. Dazu wurden im hiesigen Grenzraum frühzeitig starke Impulse gesetzt. In Enschede diskutierten die Bürger schon kurz nach der Befreiung über die Form und die Aussage eines würdigen Denkmals für die Opfer der deutschen Besetzung. Am 4. Mai 1953 wurde im Volkspark die Figurengruppe des Künstlers Mari Andriessen eingeweiht, bestehend aus sechs Personen- bzw. Opfergruppen. Bemerkenswert für eine Zeit, in der in den Niederlanden zunächst einmal der natio-

nale Widerstand und dessen Helden und weniger die auch dort gnadenlos verfolgten und in den Tod deportierten 100.000 jüdischen Menschen wahrgenommen wurden, war die 6. Figur im Volkspark. Es handelt sich um die Darstellung einer jüdischen Frau, welche, auf dem Arm ihr lebendes Kind, abgewandt von den anderen aus der Gruppe heraustritt. Damit unterschied sich das Gedenken in Enschede in einer sehr sensiblen Weise vom Rest des Landes, indem es sehr früh auf die erst später einsetzende Auseinandersetzung mit der niederländischen Shoah hindeutete.

Als 1964 das Buch "Der Untergang der jüdischen Gemeinde Nordhorn" (Arno Piechorowski) dort erschien, war diese Veröffentlichung hierzulande äußerst umstritten und wurde bekämpft. Man solle vergessen, hieß es damals, und "man" unternahm einiges, dass die in dem Buch dokumentierte Schuld der Täter zunächst weiter verschwiegen wurde. Ganz anders war die Wahrnehmung auf niederländischer Seite, der dort sehr prominente Schriftsteller und Literaturprofessor Klaas Heeroma äußerte sich sofort zu dem Erscheinen dieses Buches: "Sechs Millionen ohne Namen kann man ertragen, denn sie bilden nur eine Zahl, ein Stück Statistik. Vierzig Nordhorner Juden, mit Namen (…) und Wohnsitz kann man nicht ertragen, denn sie haben (…) vierzig Gesichter, die einen anschauen. (…) Darum ist es notwendig, dieses Stück Versöhnung durch Namensnennung."

Es sollte noch dauern, bis sich dieser Gedanke als Weg auch zu einer grenzüberschreitenden Verständigung offenbarte. In Gronau erforschte seit den siebziger Jahren Norbert Diekmann die Geschichte und die Verfolgung der jüdischen Familien dieser Stadt. Seine Recherchen und Veröffentlichungen bildeten die Grundlage für eine Reihe von Publikationen, Ausstellungen und Veranstaltungen, welche sich in den achtziger Jahren mit dem Schicksal der hiesigen jüdischen Gemeinden beschäftigten. In Gronau und Epe gedachte man nun der ehemaligen Synagogen, setzte Gedenksteine und Tafeln, welche auf deren ehemaliges Vorhandensein hinwiesen. In Epe entsteht heute eine lebendige, bundesweit beachtete Gedenkstätte. Auch in anderen Städten Gemeinden des Kreises Borken und der Grafschaft Bentheim manifestierte sich ab 1980 das Gedenken an die Verfolgten und die Opfer des NS-Regimes.

Mit dem Blick auf die Opfer "Versöhnung durch Namensnennung" zu erreichen, erwies sich als Brücke in alle Länder Europas, als der Kölner Künstler Gunter Demnig ab 1996 sein Konzept "Ein Mensch – ein Stein – ein Schicksal" konsequent als "Stolperstein"-Projekt umsetzte. Auf seinen mittlerweile über 75.000 Steinen in 21 Ländern werden in einer aufgesetzten Messingplatte die Lebensdaten und das Schicksal von Opfern des Nationalsozialismus an ihrem jeweils letzten Wohnort im Boden dokumentiert. In Gronau wurden durch den Künstler bis heute über 50 Stolpersteine verlegt, die jedem Passanten den Namen und das Schicksal der an dieser Stelle aus ihrem Leben gerissenen Person vor Augen führen. Diese Aktionen, immer auch kleine Gedenkveranstaltungen mit Beteiligung der Bevölkerung, wurden durch Arbeitsgruppen vor Ort sorgfältig vorbereitet. Am 29. April 2009 kam es zu einer grenzüberschreitenden Verlegung in Gronau und den niederländischen Nachbarorten Glanerbrug und Overdinkel, die von gemeinsam begangenen Gedenkfeiern im EUREGIO-Haus an der Grenze und in der Synagoge in Enschede begleitet wurden. In der 2015 und 2017 folgenden Stolpersteinverlegungen wurde auch mit niederländischen Teilnehmern an Gronauer Widerstandskämpfer erinnert, die während der NS-Zeit im Grenzland politische Aufklärung betrieben und dank ausgezeichneter grenzüberschreitender Beziehungen vielen Verfolgten den Weg in das Nachbarland ermöglichten.

Frühe Verständigungen, abseits und ungeachtet des auf außenpolitischer Ebene erklärten Opfer-Täter-Verhältnisses, hatte es in Gronau und auch in anderen Orten entlang der deutsch-niederländischen Grenze schon bald nach 1945 gegeben. Die ganz kleinen Beziehungen waren auch in allerschwerster Zeit nie völlig verloren gegangen. Man muss sich vor Augen halten, dass Gronau seit Jahrhunderten niederländisch geprägt war, familiäre Verbindungen kreuz und quer über die Grenze verliefen, die Wurzeln von Wirtschaft und Industrie ganz überwiegend jenseits der Grenze lagen und auch der historisch gesehen in Gronau lange Zeit überwiegende Protestantismus niederländischen Ursprungs war. Diese kleinen Brücken standen nach 1945 auch angesichts ansonsten grundlegend zerrütteter Beziehungen sofort wieder zur Verfügung.

Die deutsch-niederländische Kunstausstellung 1949 war auch ein Versuch zur frühen Verständigung zwischen den Nachbarländern, der in den Niederlanden große Beachtung fand. (Foto: Stadtarchiv Gronau)

Ein schönes Beispiel dafür waren die Kontakte des Gronauer CVJM mit den niederländischen Partnerverbänden, die sich ab 1948 zu einem regen Jugendaustausch entwickelten. Unter der Leitung des Gronauer Pastor Koch, selbst ein Verfolgter im Nationalsozialismus, verbrachte 1949 eine Gruppe von 48 Jugendlichen ein Wochenende in Enschede, übernachteten dort bei Gastfamilien und erkundeten dort auch das gesellschaftliche Leben im Nachbarland. Es folgten weitere Fahrten, teils über Enschede hinaus, jedoch an keiner Stelle ließ man die Jugendlichen das schwere Erbe ihrer Väter spüren. Trotzdem wurden die jungen Deutschen vorher ermahnt, sich vorbildlich zu verhalten. "Seid euch bewusst, alle Augen in Holland sind auf euch gerichtet", hieß es in einer Bekanntmachung des CVJM zur Vorbereitung der Teilnehmer.

Hinreichend diplomatische Aufmerksamkeit zog 1949 eine deutsch-niederländische Kunstausstellung in der Gronauer Oberschule auf sich, die im Rahmen einer hiesigen Grenzlandausstellung von beiden Ländern veranstaltet wurde. An der feierlichen Eröffnung am 29. Oktober 1949 nahmen hochrangige Vertreter beider Staaten teil, aus den Niederlanden waren der Kommissar der Königin, der Vizekonsul und der Bürgermeister Enschedes zugegen. Auch der "Nieuwe Rottedamse Courant" berichtete über dieses Ereignis und zitierte, dass die Kunst vielleicht Werte wiederherstellen könne, welche auf politischer Ebene noch zerstört am Boden lagen. Man sprach bereits hier von dem "neuen Deutschland", dem viele Niederländer positiv gegenübertreten würden.

Die Entwicklung dieses neuen Deutschland wurde jedoch noch über Jahrzehnte von einem verständlichen Misstrauen der Niederländer begleitet, welche für sich stets ein Wächtermandat hinsichtlich der demokratischen Entwicklung des sich noch in der Bewährung befindenden Nachbarlands beanspruchten. Dies bekam 1979 auch Helmut Kohl zu spüren, als er in einer ZDF-Sendung ("Bürger fragen – Politiker antworten") von Niederländern im Publikum wegen des damals so bezeichneten "Radikalenerlasses" scharf kritisiert wurde. In der niederländischen Presse vermutete man noch über Wochen das Entstehen eines Polizeistaates, die deutschen Kollegen argwöhnten eine grundsätzliche feindselige Einstellung gegenüber den deutschen Nachbarn. Dass dieses Thema die Niederländer tatsächlich tief bewegte, war den Gronauern aber schon 1977 klar, als der Bürgermeister Enschedes sich von seinem Gronauer Amtskollegen schriftlich über die Auswirkungen dieses Erlasses informieren ließ.

Ihre Wachsamkeit gegenüber Deutschland gaben die Niederländer nie völlig auf, die territoriale Vergrößerung und die wirtschaftliche Stärkung des wiedervereinigten deutschen Staates beunruhigte viele Bürger des kleinen Nachbarlandes. Die ausländerfeindlichen Anschläge 1992 in Rostock-Lichtenhagen und 1993 in Solingen veranlassten die Niederländer zu öffentlichen und sehr eindrucksvollen Protesten, immerhin trafen im Bundeskanzleramt über eine Million Postkarten mit der Aufschrift "Ik ben woedend" (Ich bin wütend) ein.

Ungeachtet dieses latenten Misstrauens vieler Niederländer gewannen die Bemühungen um eine dauerhaft tragende Verständigung und Aussöhnung zunächst entlang der Grenze an Erfolg. Die Teilnahme von Deutschen an den Gedenkfeiern zum 5. Mai setzte sich nach und nach durch. Die Anfänge ab 1995 schildert der Vorsitzende der Stiftung Volksfest Glanerbrug Henk Hof, der zum 50-jährigen Gedenken erstmals den Gronauer Bürgermeister einlud, als schwierig, angesichts anonymer Widerstände sogar bedrohlich. 20 Jahre später war die Gronauer Bürgermeisterin in Glanerbrug uneingeschränkt willkommen, als sie mit dem Enscheder Dezernenten Patrick Welman am 5. Mai das Befreiungsfeuer entzündete.

Das Befreiungsfeuer wurde am 5. Mai 2015 in Glanerbrug mit Beteiligung der Gronauer Bürger-meisterin Sonja Jürgens und dem Enscheder Dezernenten Patrick Welman (heute Bürgermeister in Oldenzaal) entzündet. (Foto: Martin Borck)

Dieser Feier vorausgegangen waren zwei Jahrzehnte fruchtbarer Geschichtsarbeit sowohl in Gronau wie auch in den niederländischen Grenzgemeinden, eine intensive Beschäftigung mit den Einzelschicksalen fast sämtlicher NS-Opfer beiderseits der Grenze und immer wieder gegenseitige Einladungen zu dementsprechenden Erinnerungsveranstaltungen. Die Akteure und Betreiber dieser Verständigung auf Arbeitsebene sind bis heute aktiv, planen kleinere und auch große Projekte (Synagoge Epe) und verlieren dabei nie die andere Seite der Grenze aus dem Auge. Ein wichtiger Faktor dieser Geschichtserforschung sind die noch lebenden Zeitzeugen, aber auch die Arbeit in kommunalen und anderen Archiven, deren Bestände und deren Beiträge für die Grundlage einer belastbaren Aussöhnung durch Ausarbeitung einer gemeinsamen historischen Wahrheit von zunehmender Bedeutung sind.

29. April 2015: Gedenken an Gronauer Wider-standkämpfer, die während der NS-Diktatur über eine heimliche Brücke in die Niederlande Verfolgte retteten und Aufklärung betrieben.
(Foto: Gerhard Lippert)

Am 29. April 2009 verlegte der Künstler Gunter Demnig in Gronau, Glanerbrug und Overdinkel Stolpersteine, die vor den Wohnhäusern von dort aus deportierter Juden deren Lebensdaten und Schicksal dokumentieren.
(Foto: Gerhard Lippert)

Quelle/Autor: Der Beitrag war ursprünglich als "Impulsreferat" zur Veranstaltung am 19. Mai in Gronau vorgesehen und wurde vom Autor Gerhard Lippert zu einem Zeitungsartikel ausgearbeitet; abgedruckt in den Westfälischen Nachrichten Gronau am 23. Mai 2020

Erinnern ist gemeinsame Aufgabe

Interview mit Gerda Brethouwer, Leiterin des Museums in Aalten

KREIS BORKEN / AALTEN. Die einen wollten in dieser Woche am „Bevrijdingsdag“ an die Befreiung ihres Landes erinnern, die anderen daran, dass das Leid, das von ihrem Land ausgegangen ist, nach fast sechs Jahren Krieg endete. Sowohl für die Niederländer als auch die Deutschen ist in dieser Woche das öffentliche Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 75 Jahren wegen der Coronavirus-Pandemie ausgefallen. Redakteur Josef Barnekamp sprach mit der Leiterin des „Untertauchermuseums“ in Aalten, Gerda Brethouwer, über das Gedenken.

Frage: Der Bevrijdingsdag am Dienstag dieser Woche ist weitgehend wegen der Corona-Krise ausgefallen. Wie sehr schmerzt es die Niederländer, dass man ausgerechnet den 75. Jahrestag nicht begehen konnte?

Brethouwer: Es war ein grenzüberschreitendes Programm geplant mit vielen Ausstellungen, Vorträgen, Wander- und Fahrrad-Routen, Performances, Themenabenden, Kunstwettbewerben, Re-Inszenierungen, Bildungsprojekten, einer Rockoper, und mehr. Es ist sehr schade, dass dieses Programm nicht stattfinden konnte. Es wird aber verschoben und um weitere Punkte ergänzt.

Frage: In ihrem Museum Markt 12 in Aalten wird die Geschichte der deutschen Besatzung der Niederlande sehr lebendig. Wie reagieren die deutschen Besucher vor Ort auf die Ausstellung und die Verbrechen, die von deutscher Seite an den Niederländern begangen wurden?

Brethouwer: Die meisten finden gut, dass wir darauf hinweisen, dass es nicht um die Frage von richtig und falsch geht, sondern durch persönliche Geschichten deutlich zu machen, was mit Menschen passiert und welche Entscheidungen Menschen treffen. Auch, dass kleine Entscheidungen große Konsequenzen haben können. Es geht um die Frage, wie viel Angst Menschen bei Bombenangriffen hatten, dass sie manchmal mutig waren und manchmal nicht. Eigentlich geht es darum, wie Menschen unter schwierigen Umständen leben und überleben. Menschen, die aus Syrien geflohen sind, erkennen sich ebenfalls in der Ausstellung wieder und auch deutsche Besucher erkennen sich.

Frage: Sie haben in Ihrem Museum viele Angebote für Kinder. Wie schwierig ist es, jungen Besuchern von beiden Seiten der Grenze Themen wie Krieg, Verfolgung, Gewalt und Terror zu erklären?

Gerda Brethouwer erinnert im Museum in Aalten mit vielen Bildern und Ausstellungsgegenständen an die Zeit der deutschen Besatzung.

Brethouwer: Lehrer von weiterführenden Schulen aus Deutschland sagen zu uns: „Ihr Museum ist sehr wichtig, um jungen Menschen von den Konzentrationslagern zu erzählen und ihnen verständlich zu machen, was dort passiert ist.“ Gerade weil es auch um ganz gewöhnliche Menschen geht, verstehen Kinder diese Geschichten. Während der Schulbesuche gibt es manchmal Kinder, die sagen: „Ich fühle mich schuldig.“ Wir sagen ihnen: „An dem Geschehen habt ihr keinen Anteil. Passt weiter auf und denkt selbst und tut nichts, was ihr nicht wollt. Nach einem Museumsbesuch ist es oft sehr wichtig, über Krieg und Frieden zu sprechen und darüber, was auf der Welt passiert und was die jungen Menschen betrifft. Auch ihre Sorgen um die Dinge. Wir versuchen ihnen zu sagen, dass es nach dem Krieg mehr Zusammenarbeit gab, um Kriege zu verhindern. Unser Rechtsstaat und die Demokratie sind sehr wichtig. Wir sollten Sie schätzen. Das müssen wir auch gemeinsam tun.

Frage: Auch in den Niederlanden hat sich die Erinnerung an den Krieg und die Besatzung in den vergangenen Jahrzehnten geändert. Was steht heute im Vordergrund, was bestimmte die Erinnerung früher? Gibt es heute eine andere Erinnerungskultur?

Brethouwer: Ja, das stimmt. In den Niederlanden sieht man, dass es immer noch Themen gibt, die eine andere Sichtweise benötigen oder zu wenig Beachtung gefunden haben. Zum Beispiel geht es jetzt häufiger um die Rolle der Frauen, die erst jetzt diskutiert wird, das Bewusstsein für das weltweite Ausmaß des Krieges oder die Rolle der Niederlande in ihren überseeischen Kolonien.

Zum Beispiel wurde Anne Franks Tagebuch jetzt während der Corona-Zeit als zeitgenössischer Internet-Blog veröffentlicht. Das spricht ein sehr junges Publikum an. Diese neuen Formen und die Reaktionen darauf sind sehr schön zu sehen, denn das ist auch unser Ziel; Recherchieren, Aufzeichnen und Weiterverbreiten eben solcher Geschichten.

Quelle/Autor/Foto: Josef Barnekamp in der Borkener Zeitung vom 09. Mai 2020

Kastanie als Zeichen der Hoffnung

AALTEN / BOCHOLT. Gestern (12. Juni 2020) wäre Anne Frank 91 Jahre alt geworden. Anlässlich ihres Geburtstages wurde in Aalten ein „Anne-Frank-Freiheitsbaum“ gepflanzt.

Bald soll ein solcher Baum auch in Bocholt stehen. „Unser Kastanienbaum steht von oben bis unten in voller Blüte, ist reich an Blättern und viel schöner als letztes Jahr“, schrieb Anne Frank in ihrem Tagebuch über den Baum, den sie aus dem Hinterhaus an der Prinsengracht in Amsterdam sehen konnte. Dort hielt sie sich von Juli 1942 bis August 1944 mit ihrer Familie versteckt. 2010 stürzte dieser Baum bei einem Sturm um. Freiwillige Helfer sammelten die Kastanien des Baumes auf und pflanzten sie ein. Diese Nachwüchse werden nun überall in den Niederlanden eingepflanzt und sollen an diese Kastanie erinnern.

Erinnerung an die Opfer

Die weißen Rosskastanien stehen dabei als Zeichen der Hoffnung für Anne Frank und sollen zum Nachdenken über den Frieden und Freiheit sowohl damals als auch heute anregen. Neben dem Baum ist in Aalten an der Stationsstraat auch ein Kreis aus Steinen angelegt worden. Es schließt an ein Projekt aus dem Januar an, bei dem viele angeleuchtete Steine als „Lebenslicht“ an die Opfer des Holocausts erinnern sollen.

Während der zwei Jahre, die Anne Frank untertauchen musste, sei ihr die Natur und das Verlangen nach Freiheit immer wichtiger geworden, betonte Gerda Brethouwer, Direktorin des Nationaal Onderduikmuseums Aalten. Ihr habe es sehr viel bedeutet, ein Stückchen blauen Himmel oder die Möwen zu sehen, zitierte Berthouwer Worte von Anne Franks Vater. Allein der Gedanke an die freie Natur habe ihr Trost gegeben.

Ein Baum sei ein Symbol für Unsterblichkeit, betonte auch Wim Mak von der Synagoge in Aalten. Dass der Baum durch seine Früchte weiterleben könne, würde Anne Frank

gefallen, vermutete auch Iris Jansen von der Stiftung Stolpersteine Dinxperlo. Das sei „etwas, was ihr selbst nicht gegönnt war“. Der Baum sei ein Symbol der Hoffnung, betonte Mak, die durch stetiges Streben nach Gerechtigkeit aufrechterhalten werden müsse.

Gerda Brethouwer (rechts), Direktorin des Nationaal Onderduikmuseums Aalten, erinnert an Anne Frank.

Dankbar für die Freiheit

Hans de Graaf von „Bredevoorts belang“ brachte mit der Bedeutung des Schweigens eine weitere Art des Erinnerns ein. Still zu sein sei sowohl eine Art des Widerstandes als auch des Zuhörens und gleichzeitig die Möglichkeit, „zu Atem zu kommen“. Sowohl der Aaltener Bürgermeister Anton Stapelkamp als auch der Bocholter Bürgermeister Peter Nebelo betonten beide die grenzübergreifende Freiheit zwischen Deutschland und den Niederlanden, die nun seit 75 Jahren bestehe. Rosanna Lohuis, Kinderbürgermeisterin von Aalten, zeigte sich ebenfalls dankbar für die bestehende Freiheit und nannte ihren Wunsch, „lebenslang in Freiheit leben“ zu können. Um die grenzübergreifende Freiheit zu betonen, solle auch in Bocholt ein Nachwuchs der Kastanie aus Amsterdam gepflanzt werde, berichteten Nebelo und Brethouwer, der an die Vergangenheit erinnere und Hoffnung für die Zukunft gebe.

Quelle/Autorin/Foto: Ann-Theres Langert im Bocholt-Borkener-Volksblatt vom 13. Juni 2020

IMPRESSUM

Herausgeber:
Die Heimatpflegerin des Kreises Borken

Redaktion:
Walter Schwane (Ws),
Ahnenkamp 21a, 46325 Borken-Gemen
Tel.: 02861/1798, Handy: 0163/3290446,
E-Mail: walter.schwane@gmx.de

und
Geschäftsstelle der Kreisheimatpflege Borken
Antonius Böing (AB)
(Kontakt siehe unten)

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet!

Einsendungen bitte an die Redaktion (siehe oben) oder die

Geschäftsstelle der Kreisheimatpflege
im kult – Kultur und lebendige Tradition
Kirchplatz 14
D – 48691 Vreden
Tel.: 02861 – 681 – 4283
E-Mail: heimatpflege@kreis-borken.de

Der Heimatbrief ist unter folgender Seite im Internet zu finden:
www.kult-westmuensterland.de/kult/heimatpflege/heimatbrief